ReporterFORUM

Deutscher Reporterpreis 2020

Nominierungen in der Kategorie

Freie Reporterin

Freier Reporter

Inhaltsverzeichnis

Barbara Bachmann: “Auffallend schön” 1

Anna-Sophie Barbutev, Noemi Harnickell: “Würden Sie diesen Mann entlassen?” 12

Marius Buhl: “Alles schmilzt” 21

Carsten Stormer: “Endlich im Frieden” 36

Félice Gritti: “Der doppelte Anton” 48

Johannes Böhme: “Täter und Opfer” 62

Julia Kopatzki: “Bademoden? Abgeschafft!” 85

Marcel Laskus: “Heldenplatz” 95

Max Polonyi: “Der Menschenaffe” 103

Nina Schick: “Unterm Kreuz” 117

Jonas Seufert: “Ich liefere” 139

Auffallend schön

Madeline Stuart ist Model und hat das Down-Syndrom. Immer an ihrer Seite: ihre Mutter Rosanne, die sich nicht mehr für die Karriere ihrer Tochter rechtfertigen will. Unterwegs auf der New York Fashion Week

Von Barbara Bachmann, Süddeutsche Zeitung Magazin, 06.12.2019

Wie eine Porzellanpuppe, still und geduldig, sitzt die junge Frau auf einem Schminksessel im Backstagebereich einer Modenschau. Es ist Fashion Week in New York, September 2019. Ihre rostroten Haare sind zu einem langen Zopf geflochten, ihre blauen Augen blicken scheu nach links und rechts, ihre Füße berühren kaum den Boden, in ihren breiten Händen mit den kurzen Fingern hält sie eine Make-up-Tube, speziell für ihre schneeweiße, von Sommersprossen übersäte Haut. Bald beginnt die Show, da stellt Madeline Stuart, 23, eine Frage, die sie in dieser Woche in New York, inmitten der Hektik, häufig beschäftigt: »Where is my mom?« Verständlich sind nur die letzten beiden Wörter: »… my mom.«

Ihre Mutter Rosanne Stuart, 48, blond, ungeschminkt und schlicht gekleidet, sitzt schon am Laufsteg. In der ersten Reihe, damit sie filmen kann. Während ihre Sitznachbarinnen Selfies machen, richtet sie ihre Kamera nicht auf sich selbst, sondern auf die leere Bühne vor sich. Licht aus, Scheinwerfer an, ein Model nach dem anderen schreitet im Gleichschritt der Elektrobeats den Laufsteg ab. »Das ist eine der wichtigsten Schauen der Woche«, flüstert Rosanne. Sie ist angespannt. Und wenn Rosanne angespannt ist, dann ist es auch Madeline. Rosannes Gesichts-ausdruck ist Madelines Kompass. Es dauert ein bisschen zu lange, bis das nächste Model die Bühne betritt, es ist Madeline in einem schwarz gepunkteten Satinkleid der ungarischen Marke Amnesia. Sie hat die Aufmerksamkeit des Publikums nun für rund 30 Sekunden für sich. Sie muss jetzt alles richtig machen. Zugleich sind diese 30

Sekunden auf dem Laufsteg beinahe die einzigen des Tages, in denen Madeline auf sich allein gestellt ist. Auf dem Laufsteg ist Madeline unkontrollierbar.

Mehr als fünf Jahre zuvor, im März 2014, sitzt die 17-jährige Madeline Stuart zu Hause in Brisbane, Australien, und weint. Ihr fällt das Atmen schwer, sie ist zu dick, ständig krank. So erzählt es ihre Mutter. Rosanne fragt sie damals, ob sie fitter werden möchte, woraufhin die Tochter energisch nickt. Rosanne stellt Madelines Ernährung um. Keine Burger, keine Pommes mehr, kleinere Portionen Sushi, viel Gemüse. Knapp ein halbes Jahr später hat Madeline 17 Kilo abgenommen. Gemeinsam besuchen Mutter und Tochter eine Modenschau. Madeline ist fasziniert von den Frauen auf dem Laufsteg. Sie blickt zu ihrer Mutter und sagt: »Mum me model.« Mama, ich will Model sein.

Im Mai 2015 posiert Madeline im kurzen Blümchenkleid. Zum ersten Mal ist sie professionell geschminkt und frisiert worden. Sie hat ihre Mutter gebeten, vor der Tür zu warten, nach 40 Minuten tritt sie strahlend aus dem Fotostudio. Zwei Wochen später bekommt Rosanne die Bilder und ist überwältigt von der Schönheit und Wandelbarkeit ihrer Tochter. Sie erstellt Social-Media-Accounts in Madelines Namen und postet die Vorher-Nachher-Fotos. Das US-Supermodel Karlie Kloss entdeckt Madeline und twittert über sie, auf Facebook teilen Ashton Kutscher und Paris Hilton ihre Bilder, die 6,8 Millionen Mal geklickt werden. Medien berichten, Madeline wird zur Fashion Week nach New York eingeladen. Als sie im September 2015 zum ersten Mal auf den Laufsteg tritt, in Haute Couture des südafrikanischen Designers Hendrik Vermeulen, jubelt das Publikum. Rosanne Stuart rührt die Erinnerung an diesen Moment noch heute. Sie sagt: »Bis dahin hatte sie noch nie jemand mit meinen Augen gesehen.« Als eine wunderschöne junge Frau mit Down-Syndrom.

Lange beherrschten rigide Schönheitsideale die Laufstege. Erst seit ein paar Jahren zeigt die Modebranche ihre Kleidung auch an Menschen, die diesen Idealen nicht entsprachen: Frauen mit Normalgewicht und Pigmentstörungen, Menschen nach Geschlechtsangleichungen, Menschen mit Behinderungen. Es ist nicht davon auszugehen, dass die Modefirmen diese Casting-Entscheidungen aus reiner Nächstenliebe treffen. Sie wollen mit der Zeit gehen, und die Zeit gebietet Diversität.

Madeline Stuart profitiert davon. »Maddy«, wie sie ihre Fans nennen, ist Model und Designerin ihres eigenen Modelabels 21 Reasons Why, benannt nach dem 21. Chromosom, das bei Menschen mit Trisomie 21 wie Madeline dreifach statt doppelt vorhanden ist. Mehr als eine Million Menschen folgen ihr auf Social Media. In New York wird Madeline immer wieder erkannt und angesprochen, im Supermarkt, auf der Straße. Auch deshalb dürften sich die Designer für sie interessieren: Madeline ist eine Multiplikatorin. Laut dem Magazin Forbes ist sie eine »Game Changerin Nr. 1« in der Modeindustrie – für ihre Mutter und ihre Fans ist sie eine »Aktivistin für Inklusion«. Madelines Sichtbarkeit auf den Laufstegen hat eine politische Dimension. Aber kann eine Frau Aktivistin sein, die gar nicht um ihren Aktivismus weiß? Wird man zur Aktivistin, weil andere in einem ein Vorbild sehen?

Madeline Stuart kann diese Fragen nicht beantworten. Kommunikation ist ihre größte Herausforderung. Die Muskulatur von Madelines Zunge ist schwach, manchmal hängt sie ihr unkontrolliert aus dem Mund. Sie scheint alles zu verstehen, spricht selbst aber nur einzelne Wörter. »Yeahhh« oder »ye yu«, was »Thank you« bedeutet. Man kann von Madeline nicht verlässlich erfahren, wie es ihr geht. Man kann sie beobachten: Madeline umarmt jeden mit der gleichen Intensität, einen Türsteher genauso wie den CEO von Tommy Hilfiger. Nichts ist einstudiert, alles passiert spontan. Hat sie keine Lust, wirkt sie abwesend, als hätte sie sich in einen Kokon zurückgezogen. Findet sie etwas toll, so wie Chicken Wraps oder M & M's, ist alles an ihr Licht. Sie trinkt nur Getränke mit Kohlensäure, etwa Mineralwasser oder zuckerfreie Cola, und rülpst dann laut, woraufhin sie leise »Sorry« sagt. Sie liebt falsche Wimpern, geschmeidige Stoffe und Accessoires. Betritt sie während der Fashion Week einen Raum, sagt ihr oft irgendjemand, wie schön sie sei, wie großartig, wie wunderbar. Madeline hört das gern, sie hält dann die Hand zum Abklatschen hoch. Betritt sie einen Laufsteg, zeigt sie häufig auf die Menschen in der ersten Reihe und schüttelt sich, hüpft in die Höhe, macht ruckartige Bewegungen. Die anderen Models schauen in die Kamera, nie ins Publikum. Madeline macht es umgekehrt. Sie klatscht die Zuschauer in der ersten Reihe ab oder winkt ihnen energisch zu. Madeline hält sich nicht an die Regeln der Modebranche, die ein Ausflippen nur nach Plan erlauben. Sie bleibt nicht cool, weil sie nicht weiß, was Coolness ist. Am Ende der Show, wenn die

Designer mit ihrem Lieblingsmodel auf die Bühne kommen, entscheiden sich viele für Madeline.

Alle wirken glücklich nach diesen Auftritten, das Publikum, die anderen Models, die Designer, vor allem Madeline selbst, nur Rosanne nicht. Als Madeline nach einer Show in New York wieder in den Backstage-Bereich kommt, rügt Rosanne ihre Tochter: »Du bist ein professionelles Model. Wenn du willst, dass andere dich auch so behandeln, musst du professionell laufen.« Gerade noch der gefeierte Star der Show, lässt Madeline nun ihren Kopf hängen und schmollt. Sie dreht sich weg, um kurz darauf doch wieder nach Rosannes Hand zu suchen. Rosanne würde am liebsten verhindern, dass die Zuschauer klatschen, wenn Madeline auf den Laufsteg tritt, weil sie weiß, dass ihre Tochter sich dann nicht beherrschen kann. Rosanne sagt: »Es geht nicht darum, Spaß zu haben. Ich möchte, dass Models mit Behinderungen auf dem Laufsteg ernst genommen werden.« Einerseits profitiert Madeline von ihrer Einzigartigkeit in der Modewelt, andererseits markiert sie sie auch als anders, als abweichend. Deshalb, findet ihre Mutter, soll Madeline laufen und sich benehmen wie alle anderen: stumm, ernst, kein Hüpfen, kein Abklatschen. Aber wäre sie dann noch sie selbst?

An einem späten Vormittag haben Rosanne und Madeline zum ersten Mal ein wenig Zeit und setzen sich in die nächstgelegene Bar. Sie bestellen Irish Breakfast, mit den Würstchen, die Madeline so mag, aber nur selten essen darf. Würde Rosanne nicht aufpassen, äße Madeline so viel, bis ihr übel würde. Sie spürt kein Sättigungsgefühl und hat einen langsameren Stoffwechsel. In der Bar spielt ein Mann Gitarre, er singt Pretty Woman. Madeline legt ihren Arm um Rosannes Schultern. Die Mutter singt der Tochter den Liedtext ins Ohr:

»Pretty woman, won’t you pardon me

Pretty woman, I couldn’t help but see

Pretty woman, that you look lovely as can be

Are you lonely just like me?«

Weil Rosanne und Madeleine kaum miteinander sprechen können, kommunizieren sie vor allem körperlich, sie sind sehr zärtlich. Mehrmals am Tag

vergewissern sie sich ihrer gegenseitigen Liebe mit Umarmungen und sanften Berührungen und flüstern sich Dinge zu. Manchmal sitzt Madeline auf dem Schoß ihrer Mutter. Sie schaut dann zu Rosanne hoch und sagt: »Love you, my mom.« Rosanne erwidert: »Love you too, baby.«

Rosanne Stuart spricht viel und schnell, ihre Sätze beendet sie oft mit der Frage, ob man sie verstanden habe, eine Antwort wartet sie nicht ab. Sie ist gelernte Zimmersfrau. 2012 wurde sie in Brisbane für ihre Erfolge als Geschäftsfrau ausgezeichnet. Sie führt drei Unternehmen, eines für Bausicherheit, eine Tanzschule – und das »Team Maddy«, wie sie es nennt. Die Fashion Week in New York ist für sie eine Arbeitswoche. Rosanne kontrolliert jedes Outfit, jede Frisur und zwischendurch die Followerzahlen von Madelines Accounts in den sozialen Medien. Dort schreibt sie im Namen von Madeline Sätze wie: »Der Laufsteg ist der Ort, an dem ich glücklich bin, ich träume jede Nacht davon und denke jeden Tag daran.« Abends wäscht sie Madeline die Haare und schminkt sie ab. Sobald Madeline schläft, schneidet sie Videos oder lädt Fotos hoch. Rosanne hat 30 Kilo zugenommen, seit ihre Tochter abgenommen hat. Seit vier Jahren versucht sie, während der vielen Modenschauen an mehreren Orten gleichzeitig zu sein: backstage, um Madeline zu betreuen, vor der Bühne, um sie zu filmen. Während Madeline mit Fans für Fotos posiert, steht Rosanne dahinter, die Finger in den Mundwinkeln: »Lächle, Maddy!« Madeline lächelt. Hat Madeline keine Lust mehr, ködert Rosanne sie manchmal mit Bonbons und fragt: »Machst du das für Mama?« Aber manchmal ist Madeleine so müde, dass sie nicht mal mit Süßigkeiten zu motivieren ist. Einmal bleibt sie einfach auf der Straße stehen und weigert sich weiterzulaufen. Insgesamt wird sie auf der Fashion Week sieben Tage hintereinander jeweils bis zu zwölf Stunden arbeiten. Drei der geplanten 16 Shows wird Rosanne kurzfristig absagen. Sie macht das ungern, weil sie nicht will, dass Madeline denkt, sie habe etwas falsch gemacht. »Madelines Gesundheit geht über alles«, sagt sie aber. »Wenn sie nicht mehr hier sein möchte, brechen wir ab und fliegen nach Hause.«

Das Down-Syndrom äußert sich sehr unterschiedlich. Einige Menschen mit Down-Syndrom können ein eigenständiges Leben führen, einen Beruf erlernen. Andere, so wie Madeline, bleiben auf ihre Eltern angewiesen. In den vergangenen

zehn Jahren hat Rosanne zweimal geweint, erzählt sie. Einmal, als Madelines Klassenkameraden von der privaten Regelschule mit zwölf in die Oberstufe wechselten und ihre Tochter auf die Sonderschule. Das andere Mal, als alle außer Madeline zur Führerscheinprüfung antraten und ihr klar war: Madeline wird nie selbstständig sein. Kaum ein anderes Model wird von ihrer Mutter zur Fashion Week begleitet, allein würde Madeline es nicht schaffen. Aber Madeline Stuart verdient als Model gutes Geld. 30 Prozent, so schätzt ihre Mutter, trägt sie zum Haushaltseinkommen bei. Sie ist der erste Mensch mit geistiger Behinderung, der in den USA je ein Arbeitsvisum bekommen hat.

Trotzdem erfüllt Madeline viele Anforderungen der Branche nicht. Rosanne Stuart verrät ihre genaue Größe nicht, aber sie dürfte keine 1,60 Meter groß sein. Unter Madelines Brust wölbt sich ein Bäuchlein, weil sie immer noch gern Donuts isst. Implantate füllen die Lücken ihrer neun fehlenden Zähne. Zu den Shows trägt sie eigene Schuhe mit breiten Absätzen, weil sie auf hochhackigen Schuhen nicht laufen kann. Oft wird Madeline im Backstage-Bereich wie ein Kind behandelt. Statt sie direkt anzusprechen, reden Make-up Artists und Friseure über sie hinweg mit Rosanne. Andere sprechen bemüht deutlich oder sehr laut. Meistens bekommt sie das niedlichste Kleid. Rosanne beschwert sich dann. Nur ein Designer zeigt in New York Madeline verführerisch und schickt sie in einem Korsett auf den Laufsteg. Rosanne dankt dem Designer dafür.

An einem der ersten Abende in New York wird Madeline eine Auszeichnung verliehen. Die »Runway of Dreams Foundation«, die die Modebranche für die Bedürfnisse von Menschen mit Behinderung sensibilisieren will, ehrt Madeline mit dem »Inspirational Achievement Award«. Stunden vorher übt sie die Dankesrede. Auf laminierten Kärtchen stehen Sätze mit Zeichnungen darunter: Hi, I M Maddy / How R u? / I M happy to be here / Thank you Runway of dreams / 4 my award / we R all pretty / we R all equal / be proud / thank you.

Als sie diese Worte später spricht, klatscht das Publikum nach jedem Satz. Hinter ihr wird der Text auf einer Leinwand eingeblendet, weil man sie kaum verstehen kann. Nach der Preisverleihung findet eine Modenschau mit behindertengerechter Kleidung statt, »adaptive clothing«. Klett- statt Reißverschlüsse,

Magnete statt Knöpfe. Es modeln Kinder mit fehlenden oder deformierten Gliedmaßen, Erwachsene im Rollstuhl. Madeline ist nicht das einzige erfolgreiche Model mit einer geistigen oder körperlichen Behinderung. 2010 zeigte das Männermodel Mario Galla auf der Berliner Fashion Week zum ersten Mal offen seine Beinprothese. Die Amerikanerin Jamie Brewer war im Frühjahr 2015, eine Saison vor Madeline, der erste Mensch mit Down-Syndrom auf der New York Fashion Week. Aber kaum jemand ist so gefragt wie Madeline. Sie schließt den Catwalk in einem Tommy-Hilfiger-Kleid. 2016 startete Hilfiger eine Adaptive- Clothing-Linie. Könnte Madeline auch auf der regulären Hilfiger-Show laufen? »Nächstes Jahr kommen wir nur noch für die großen Shows«, sagt Rosanne, darauf angesprochen, am nächsten Tag.

Gemeinsam haben sie viel erreicht für die öffentliche Wahrnehmung von Menschen mit Down-Syndrom. Madeline ist in den vergangenen vier Jahren auf mehr als 100 Modenschauen gelaufen, in London, Paris, Dubai, San Francisco. Sie ist im September 2019 schon zum siebten Mal auf der Fashion Week in New York. Nur eine Frage wird Rosanne nicht los, sie wird ihr gestellt, seitdem Madeline als Model arbeitet: »Hat sie Spaß daran?« Genervt ahmt Rosanne die Fragenden nach, während sie auf den Beginn einer Show wartet. Wer Madeline schon mal auf dem Laufsteg erlebt hat, würde diese Frage wahrscheinlich mit Ja beantworten. Sie genießt offenkundig das Bad in der Menge. Sie besteht darauf, dass ihr Lippenstift nachgezogen wird, wenn sie Cola getrunken hat. Sie posiert und will fotografiert werden, wenn sie zurechtgemacht ist. Einmal holt Madeline, als sie auf ihr Abendessen wartet, ihr Handy aus dem Rucksack und schaut sich auf dem zerbrochenen Display Fotos und Videos von ihren Auftritten an, wieder und wieder. Sie lacht, als sie sieht, wie ausgelassen sie auf dem Laufsteg ist, »Oh my God«, sagt sie dann und wirkt ein wenig überrascht. Die Videos, auf denen sie so kontrolliert und zurückhaltend läuft wie die anderen Models und für die sie ihre Mutter im Anschluss gelobt hat, wischt sie gleich weiter.

In der Frage, ob Madeline Spaß am Modelsein hat, steckt aber noch mehr als eine bloße Erkundigung nach ihrem Wohlbefinden. In dieser Frage steckt auch die Sorge, dass jemand, der wie Madeline kein eigenständiges Leben führen kann,

ausgenutzt wird. Gleichzeitig unterstellt die Frage, dass nicht nur die Modebranche sie ausnutzt, sondern auch ihre Mutter, die Person, die sie beschützen sollte. Rosanne wird immer wieder mit dem Vorwurf konfrontiert, sie sei eine »Stagemom«, eine Eiskunstlaufmutter, jemand, der die Talente seines Kindes für die eigenen Vorteile nutzt. Rosanne Stuart weist das von sich. Ohne Madelines Karriere, sagt sie, wäre ihr viel Arbeit erspart geblieben, sie hätte ihre Unternehmen vorantreiben können und das Geld für die vielen Reisen zu den Modenschauen in aller Welt nicht ausgeben müssen. Sie sagt: »Ich unterstütze meine Tochter, wie jede andere Mutter es auch täte.« Sie ist sich sicher: Wäre Madeline nicht behindert, würde ihr niemand diese Frage stellen.

Letztlich drückt die Frage vielleicht auch den Widerwillen aus, eine Frau mit Down-Syndrom als schön und begehrenswert anzuerkennen. Womöglich steckt in ihr auch Neid darauf, dass ein Mensch mit Down-Syndrom Erfolge feiert, die den meisten Menschen ohne Behinderung verwehrt bleiben.

Und die Frage transportiert eine bittere Erkenntnis: Nämlich, dass man sie nie vollends wird beantworten können, weil Madeline selbst nicht dazu in der Lage ist, sie zu reflektieren. Als Fragender wird man immer wieder zurückgeworfen auf die Antworten von Rosanne. Die sagt: »Die Gesellschaft steckt Menschen mit Behinderungen in Schubladen und kennzeichnet sie mit all ihren Einschränkungen.« Madeline zeige, dass das nicht so sein müsse. Dass ein Mensch mit Down-Syndrom mehr wollen dürfe als ein Leben in der Behindertenwerkstatt. »Es ging nie darum, dass Madeline als Model bewundert wird, sondern dass sie eine Plattform erhält, um für Gleichberechtigung zu kämpfen.« Diese Plattform hat ihr Rosanne geschaffen. Und damit hat sie nicht erst vor fünf Jahren begonnen, als Madeline zu ihr »Mum me model« gesagt hat.

Am 13. November 1996 platzt Rosanne Stuarts Fruchtblase. Sie ist damals 25, Studentin, ihre Eltern bringen sie ins Krankenhaus. Keine halbe Stunde später, so erinnert sie sich, ist ihre Tochter da, ein Wunschkind. Doch noch ehe Rosanne Madeline im Arm halten darf, bringt der Arzt das Baby weg. Minuten später kommt er wieder und sagt: Ihre Tochter hat das Down-Syndrom. Er sagt auch: Sie wird es nie zu etwas bringen, sie wird das Alter einer Siebenjährigen mental nicht überschreiten, und mögliche weitere Kinder würden unter Madeline leiden. Rosannes Vater sagt: Du

kannst sie nicht mit nach Hause nehmen. Und Rosannes Mutter sagt einen Satz, der Rosanne bis heute begleitet: Sie wird nie so schön sein wie du.

Rosanne erzählt an einem Nachmittag in New York davon, als Madeline ein Nickerchen macht, sie soll nichts davon mitbekommen. Rosannes Stimme ist ruhig und sanfter als sonst. Sie sagt: »Du hast all die Erwartungen an das Kind und weißt, es wird anders kommen. Dein Leben wird nie mehr so sein wie früher. Aber das bedeutet nicht, dass es schlecht sein wird.« Die gerade Mutter gewordene Rosanne wirft damals alle hinaus, den Arzt, ihren Vater, ihre Mutter, und verbringt die ersten drei Tage mit Madeline allein. Adoption kommt für sie nicht in Frage. Sie sagt sich: Dieses Kind wird glücklich sein, egal was passiert. Es gebe nur eine Sache, die sie bis heute bereut: »Als ich meine Tochter zum ersten Mal angeschaut habe, habe ich nicht Madeline gesehen, sondern das Down-Syndrom. Ich hatte Angst.«

Madeline kommt mit einem Herzfehler zur Welt, einem Septum-Defekt, der bei Menschen mit Down-Syndrom häufig auftritt. Mit acht Wochen wird sie am Herzen operiert, es besteht eine nur 13-prozentige Überlebenschance. Eine Narbe durchzieht seither ihre Brust. Auf dem Laufsteg zeigt Madeline sie offen. Die zweite Operation folgt 22 Jahre später, im Dezember 2018. Insgesamt 14 Tage lang liegt sie auf der Intensivstation. Mehrere Nächte fürchtet die Mutter, ihre Tochter zu verlieren. Madeline überlebt. Sie nimmt sich eine Auszeit, lässt die Frühjahrssaison 2019 sausen und steht im September 2019 nach neun Monaten wieder auf dem Laufsteg.

»Madeline ist eine Kämpferin. Sie ist mein Spiegel. Der gleiche starke Wille, das gleiche Temperament, die gleiche Sturheit«, sagt die Mutter. Sie lacht. Auch äußerlich sind die beiden sich ähnlich: die vollen Lippen, die Gesichtszüge. Rosanne hat Madeline weitgehend alleine großgezogen, ohne Partner, ohne weitere Kinder. Ihren Vater sieht Madeline nur ab und an.

Bis Madeline drei Jahre alt ist, lebt Rosanne von der Unterstützung für alleinerziehende Mütter. Sie arbeitet nicht, macht stattdessen Therapien mit ihrer Tochter, die in Australien kostenlos sind. Sie fördert und fordert Madeline, die mit 15 Monaten laufen kann, die meisten Menschen mit Down-Syndrom lernen das erst mit zwei Jahren. Rosanne sagt, sie und Madeline führten ein gutes Leben, in einem eigenen Haus mit einer Wiese, darauf zwölf Kühe. Laut Rosanne war Madeline das

beliebteste Mädchen der Klasse. »Kinder haben sie nie gehänselt.« Die Diskriminierung sei von den Eltern gekommen. Manche drohten, ihre Kinder von der Schule zu nehmen, weil sie mit Madeline im Sportteam nicht gewinnen konnten. »Als Elternteil eines behinderten Kindes erfährt man nie totale Akzeptanz«, sagt Rosanne. Aber manchmal auch keine Unterstützung von Menschen in der gleichen Lage – »weil sie so daran gewöhnt sind, dass ihre Kinder unsichtbar sind«.

Wie viele Menschen mit Down-Syndrom auf der Welt leben, ist nicht verlässlich erfasst. Schätzungen sprechen von 50 000 in Deutschland und fünf Millionen weltweit. Die 2008 in Kraft getretene UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung bezeichnet Inklusion als Menschenrecht, die Modebranche feiert ein Model mit Down-Syndrom. Und doch werden immer weniger Kinder mit Down-Syndrom geboren. Madeline weiß nichts davon, weil ihre Mutter ihr nichts davon erzählt. Sie weiß nicht, dass die Krankenkassen in Deutschland Frauen mit Risikoschwangerschaften künftig Bluttests zahlen, um herauszufinden, ob ihr Kind Trisomie 21 hat. Sie weiß nicht, dass in Ländern wie Island, wo das schon länger üblich ist, kaum noch Kinder mit Down-Syndrom geboren werden, obwohl die Tests manchmal falsch liegen. »Ich fühle mich sehr privilegiert, an Madelines Seite zu sein«, sagt Rosanne. »Weil ich durch sie verstanden habe, was zählt. Weil ich ein besserer Mensch geworden bin, genügsamer und gütiger.« Zwei Gedanken verdränge sie: Was, wenn Madeline früh stirbt? Seit ihre Tochter auf der Welt ist, habe sie nichts mehr ohne sie gemacht. Auch deshalb ist der Muttertag für sie der traurigste Tag im Jahr, weil Madeline sich nichts aus diesem Tag macht. Und: Was, wenn sie selbst vor Madeline stirbt?

Es ist Nacht, Viertel nach eins in New York, Madeline und ihre Mutter sitzen nach der letzten Show des Tages im Taxi zum Hotel. In Brisbane ist es Nachmittag. Über Messenger ruft Madeline ihren Freund Robbie an. Sie sagt »Hiii« und lächelt in die Kamera, Rosanne übernimmt das Reden und erzählt Robbie von ihrem langen Tag. Robbie, ein Jahr älter als Madeline, hat eine leichte geistige Behinderung, er führt ein eigenständiges Leben. Madeline und er haben sich 2011 bei den Special Olympics in Brisbane kennengelernt. Madeline spielte im Frauen-Cricket-Team, Robbies Bruder, der eine geistige Behinderung hat, in dem der Männer. Zweieinhalb Jahre lang habe

Robbie um Madeline geworben, erzählt Rosanne, seit 2014 sind sie ein Paar. Zu Hause sehen Madeline und Robbie sich beinahe täglich, sie tanzen auch gemeinsam in Madelines Tanzschule, die Rosanne leitet. »Madeline will eines Tages heiraten«, sagt Rosanne.

Würden Sie diesen Mann entlassen?

Die Szene einer Weihnachtsfeier gelangt ins Netz: Eine Banane klemmt zwischen den Schenkeln des Chefarztes, eine philippinische Pflegerin kniet vor ihm und versucht, sie mit dem Mund zu schälen

Von Anna-Sophie Barbutev und Noemi Harnickell, Die ZEIT, 28.05.2020

Ein Lachen auf dem Gesicht, der Kopf vor Vergnügen gerötet, eine Banane zwischen die Oberschenkel geklemmt: So sitzt er da, Prof. Dr. med. Rupert Handgretinger, 65, Onkologe und Chefarzt in der Kinderklinik am Universitätsklinikum Tübingen (UKT), in Anzughose, Hemd und grauer Weste. Eine seriöse Erscheinung – bis auf das Obst.

Dass dieser Schnappschuss von einer Weihnachtsfeier Handgretingers Karriere am UKT beenden könnte, liegt allerdings nicht an der Frucht. Sondern daran, dass eine philippinische Krankenschwester vor dem Arzt kniet. Als Nächstes wird sie, angefeuert von der Runde, mit ihren Zähnen die Banane schälen.

Von dieser Szene weiß fast jeder in Tübingen, seit das Foto im Januar der Presse zugespielt wurde. Strittig ist bis heute, was man darauf sieht: ein harmloses Partyspiel? Das beteuern die zwei Beteiligten und die übrigen Gäste, die fast alle der philippinischen Community im Pflegepersonal angehören. Oder die obszöne Herabsetzung einer jungen asiatischen Frau durch einen alten weißen Mann? So wertet es der Personalrat des Klinikums. Er hat arbeitsrechtliche Konsequenzen für den Chefarzt und eine weitere beteiligte Führungskraft gefordert. Was geschah wirklich an diesem Abend – und was sollte daraus folgen? Eine Rekonstruktion in fünf Akten.

ERSTER AKT – BANANA-EATING

Francis Komkai, Krankenpfleger am UKT: Ich habe die Feier mitorganisiert – wie fast jedes Jahr, seit ich 2014 mit der ersten Gruppe philippinischer Pflegekräfte nach Tübingen gekommen bin. Viele Pinoy, so nennen wir Filipinos uns selbst,

verbringen die Feiertage in der Heimat. Alle, die keinen Urlaub bekommen, feiern mit uns im Krankenhaus.

Angeline Escarda, Krankenpflegerin: Die Weihnachtsfeier ist die einzige Möglichkeit für uns, die Landsleute kennenzulernen, die im Laufe des Jahres neu an das UKT gekommen sind. Wir arbeiten hart, deshalb finden wir sonst kaum Zeit dafür. Es waren nur Leute aus unserer Community eingeladen, mit Ausnahme von fünf Deutschen, die uns besonders nahestehen.

Francis Komkai: Herrn Handgretinger luden wir als Ersten ein. Er durfte auf keinen Fall fehlen.

Prof. Rupert Handgretinger, Chefarzt: Die Philippinen sind meine zweite Heimat. Meine Frau, mit der ich vierzig Jahre verheiratet war, kam von dort. Durch sie lernte ich die Sprache und die Kultur kennen. Seit 2014 unterstützten wir gemeinsam die philippinischen Mitarbeiter am Klinikum. Leider ist sie vor zwei Jahren an Krebs gestorben.

Angeline Escarda: Etwa um 17 Uhr begannen wir mit der Feier. Wir sangen zuerst die philippinische Nationalhymne, danach die deutsche. Und wir haben gemeinsam gebetet.

Francis Komkai: Dann begrüßte ich alle Gäste. Herr Handgretinger sagte auch ein paar Worte, natürlich auf Tagalog, unserer Landessprache.

Angeline Escarda: Wir haben Tänze vorgeführt und Weihnachtslieder gesungen. Dann war ein Spiel an der Reihe.

Francis Komkai: Wir spielten zuerst *Balloon-Popping.* Da legt sich jemand einen Ballon auf den Schoß, und eine andere Person muss sich so daraufwerfen, dass der Ballon platzt.

Handgretinger: Leider wurde ein deutscher Kollege, ebenfalls eine Führungskraft am UKT, dabei fotografiert – ausgerechnet in der Zehntelsekunde, als eine Filipina auf seinem Schoß sitzt. Auch dieses Bild wurde später an den Personalrat weitergeleitet. *(Da dieser Arzt nicht mit der ZEIT sprechen wollte, wird sein Fall hier nicht weiter erörtert.)*

Angeline Escarda: Dann haben wir gemeinsam gegessen: Lechon, philippinisches Spanferkel. Herr Handgretinger hatte das bezahlt – es war sein Weihnachtsgeschenk für uns.

Handgretinger: Alkohol gab es keinen, viele mussten ja am nächsten Tag wieder früh arbeiten. Nach dem Essen kam das *Banana-Eating* -Spiel.

Angeline Escarda: Dabei geht es vor allem um Geschicklichkeit: Eine Person klemmt sich eine Banane zwischen die Beine, eine andere muss sie schälen und essen – ohne die Hände zu benutzen!

Yanina Flores, Krankenpflegerin: Ich bin die Frau auf dem Foto. Für mich war das einfach ein Spaß. Herrn Handgretinger kannte ich vorher nicht. Ich wusste nicht mal, dass er Chefarzt ist. Aber mich hat beeindruckt, wie gut er unsere Kultur kennt. Und mir gefiel, dass er bei den Spielen mitmachte und nicht schüchtern war. So was erlebt man selten in Deutschland.

Handgretinger: Yanina und ich waren die Langsamsten aus der Gruppe, wir mussten beide sehr lachen. Sie trägt nämlich eine Zahnprothese, und die wäre ihr beim Schälen fast rausgerutscht.

ZWEITER AKT – DER BRIEF

Francis Komkai: Am 29. Dezember rief mich Doktor Handgretinger an: Der Personalrat besitze Fotos von den Spielen. Eine Kollegin hatte sie wohl auf ihre Facebook-Seite gestellt, um ihrer Familie auf den Philippinen zu zeigen, wie viel Spaß sie in Deutschland hat. Ich rief sie sofort an und sagte: »Lösch alles!« Aber da war es schon zu spät.

Handgretinger: Zwei deutsche Mitarbeiterinnen hatten die Bilder offenbar gesehen und einen Brief an den Klinikvorstand geschrieben: Sie schämten sich, in einer Institution zu arbeiten, in der »so was« passiert. In einer anonymen Mail wurde mir damit gedroht, meinen Namen der Presse zu nennen. Mein Kollege und ich wurden von Vorstand und Personalrat zu einem Gespräch geladen. Dort erklärten sie uns, dass der Personalrat unsere Entlassung fordert.

Prof. Michael Bamberg und Gabriele Sonntag, Vorstand des UKT: Nach zahlreichen Gesprächen mit den Veranstaltern der Weihnachtsfeier, den Beteiligten, Kennern der philippinischen Kultur, einem Ethiker und dem Aufsichtsrat hat sich die Einschätzung manifestiert, dass das Verhalten der Führungskräfte unreflektiert war und nicht wieder vorkommen darf. *(Die Klinikleitung wollte sich der ZEIT gegenüber nur schriftlich äußern.)*

Francis Komkai: Der Personalrat lud auch Yanina und mich zum Gespräch. Wir baten sie darum, aufgrund eines einzigen Bildes nicht unsere ganze Kultur zu verurteilen. Aber ich hatte nicht das Gefühl, gehört zu werden. Der Personalrat sagte zu uns: »Eure Seite brauchen wir nicht mehr.«

Yanina Flores: Ich versuchte zu erklären, dass es für mich keine sexuelle Belästigung war, gar nicht!

Lena Mayr, Personalratsvorsitzende: Wir haben mehrere Gespräche mit den philippinischen Kolleginnen und Kollegen geführt, in denen sie uns eindeutig bestätigt haben, dass der Kontext für sie selbstverständlich auch ein sexueller ist. [...] [Wir möchten] betonen, dass die philippinischen Pflegekräfte keinerlei Schuld trifft. Die anwesenden Führungskräfte allerdings [...] hätten die Kolleginnen vor klischeebehafteter Be- und Verurteilung schützen müssen. *(Auch der Personalrat wollte nicht mit der ZEIT reden. Allerdings haben sich dessen Mitglieder in privaten Leserbriefen an das »Schwäbische Tagblatt« geäußert, aus denen wir hier und im Folgenden zitieren.)*

Handgretinger: Ich verstehe ja, dass jemand über das Foto die Nase rümpft. Das *Banana-Eating*- Spiel sieht komisch aus, wenn man den Kontext nicht kennt. Aber mein Lachen wurde so ausgelegt, dass ich mich freue, eine Frau öffentlich zu erniedrigen. So etwas wäre mir nie in den Sinn gekommen.

Doris Bacalzo, Ethnologin und Expertin für philippinische Kultur: Auf den Philippinen sind *Banana-Eating* oder *Balloon-Popping* beliebte Gesellschaftsspiele. Die sexuellen Bezüge dabei sind klar. Schwerer jedoch ist es, diese zu bewerten. Besonders problematisch sind schnelle Einschätzungen aufgrund von kulturellen Zerrbildern. Die historische Forschung zeigt, dass vor der Kolonialherrschaft die

sozialen Beziehungen auf den Philippinen egalitärer waren. Frauen genossen weitaus mehr Autonomie, und Sexualität war nicht durch eine moralische und politische Ideologie geregelt, die Männer privilegierte. Bei einem Vorfall wie dem im UKT würde ich fragen, welche Beziehungen die Teilnehmenden jenseits des Spiels zueinander hatten, ob alle gleichermaßen mitmachten und vor allem, ob jemand sich unwohl oder genötigt fühlte. Außerdem spielt die Frage eine Rolle, wie das Verhältnis zwischen den deutschen und den philippinischen Angestellten insgesamt ist. Was man auch nicht vergessen sollte: Bananen wachsen überall auf den Philippinen. Sie sind so selbstverständlich wie Äpfel bei uns – und manchmal einfach nur Bananen.

Angeline Escarda: Auf unserer Feier haben sich auch viele Frauen Bananen zwischen die Beine geklemmt. Davon gibt es ebenfalls Bilder. Die interessierten aber niemanden.

Handgretinger: Für mich war es klar, dass ich mitspielen würde. Was hätten die Filipinos sonst von mir gedacht?

Francis Komkai: Herr Handgretinger ist unser »Daddy Doc«, seine Frau war für uns »Mami Marina«. Seit wir hier in Deutschland sind, ist er wie ein Vater für uns. Er ist immer da, wenn wir Fragen oder Probleme haben.

Lothar Kanz, kürzlich emeritierter Onkologe am UKT: Um ehrlich zu sein, hätte es mich eher gewundert, wenn Handgretinger bei den Spielen nicht mitgemacht hätte. Natürlich wäre so etwas bei einer klassischen betrieblichen Weihnachtsfeier undenkbar. Da müsste ein Vorgesetzter sofort einschreiten. Bei diesem Fest allerdings war die philippinische Community unter sich. Die hatten Handgretinger dabei, aber er und seine Frau gehören schon seit vierzig Jahren zu diesem Kreis. Fühlte sich irgendjemand bei diesen Spielen unangenehm berührt? Offensichtlich nicht. Unangenehm berührt sind nur jene Leute, die das mitbekommen haben und sich vorstellen, es wäre auf ihrer Feier passiert. Das kann ich verstehen. Aber es ist eben nicht auf ihrer Feier passiert.

DRITTER AKT – MENSCHEN MACHEN FEHLER

Handgretinger: In einem Video im Klinik-Intranet entschuldigt sich der Vorstand für die Aufregung um die philippinische Weihnachtsfeier. Herr Bamberg sagte wörtlich: »Menschen machen Fehler.«

Bamberg und Sonntag: Dem Vorstand war klar, dass es zu diesem Ereignis unterschiedliche Einschätzungen gibt. Dazu wollte er zügig Stellung nehmen und die Mitarbeitenden flächendeckend informieren. Die Vorstände äußerten Unverständnis über das Mitmachen der Führungskräfte, hoben ab auf die Fehlerkultur, betonten, dass das kulturelle Verständnis und Miteinander weiter erhöht werden müsse.

Handgretinger: Die beiden blickten so ernst in die Kamera, dass ich zunächst dachte, die berichten jetzt, dass das Klinikum bankrott ist.

Francis Komkai: Dieses Video hat viel Aufregung verursacht. Ich hatte es noch gar nicht gesehen, da wurde ich schon von einem deutschen Kollegen auf dem Flur darauf angesprochen. Mich und meine philippinischen Kollegen hat das sehr gestresst. Wir fühlten uns schuldig, weil Herr Handgretinger durch uns Probleme bekam.

Handgretinger: Ich habe in Tübingen einen Ruf zu verlieren. Es hat mich mehr mitgenommen, als ich zuerst wahrhaben wollte. Ich bin kein Frauenheld. Die Bilder von der Weihnachtsfeier wurden immer weiter verbreitet, und plötzlich hieß es, der Personalrat bekomme laufend Anrufe von Mitarbeitern, die nicht mehr arbeiten könnten, weil sie so schockiert seien.

Angeline Escarda: Gleich nach Francis' Gespräch mit dem Personalrat haben wir Pinoy einen Brief nachgereicht. Darin stand: »Wir hatten nicht die Absicht, einige unserer Kolleginnen zu verärgern.« Wir haben Unterschriften von Gästen der Feier gesammelt und noch einmal klargestellt, dass niemand bedrängt worden ist.

Hanna Schulz, Personalratsmitglied: Menschen, die in unserem Kulturkreis sozialisiert sind, assoziieren beim Blick auf diese Sexspielchen mit Vorgesetzten leicht ein Klischee [...]: das des (reichen) Europäers, der sich der Sexdienstleistung asiatischer Frauen bedient. Im Gegensatz zu den philippinischen Kolleg(inn)en sind die am Spiel beteiligten Führungskräfte mit den Deutungsmustern unseres Kulturkreises vertraut und hätten die ihnen anvertrauten Pflegekräfte vor dieser Situation schützen müssen. Als hohe Funktionsträger vertreten sie das Klinikum [...]

nach innen und außen. Ihre Integrität ist in beide Richtungen beschädigt und damit auch der Ruf des Universitätsklinikums.

VIERTER AKT – DER SCHWÄBISCHE WEINSTEIN

Ulla Steuernagel, Redakteurin beim »Schwäbischen Tagblatt«: Ende Januar bekamen wir das Video durch eine anonyme Mail zugespielt. Ich ahnte gleich, dass etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein musste. Die beiden Vorstände wirkten sehr nervös und lasen einen vorformulierten Text ab. Zwei Stunden später kam dann schon das Bananen-Foto. Ich dachte nur: Mann, ist das peinlich! Es war bald klar, dass diese Geschichte der Aufmacher werden musste. Bananagate! Der Personalrat ließ sich mit den Worten zitieren: »Man muss sich überlegen, ob die beiden Herren weiterhin im Hause arbeiten sollen.« Wir entschieden aber, das Foto nicht zu zeigen und auch keine Namen zu nennen. Wir sind ja nicht die *Bild* -Zeitung.

Handgretinger: Nachdem der Artikel in Umlauf war, erzählten mir die Pinoy, dass sie sich von Kollegen gemobbt fühlten. Den Frauen wurde unterstellt, dass sie eine niedere Moral hätten und Lustmolchen wie mir als Sexobjekte dienten. Eine Pflegerin wurde als »Bananenschwester« verhöhnt! Da rief ich sofort Frau Steuernagel an und schilderte ihr meine Sicht auf die Dinge.

Angeline Escarda: Nach dem Artikel wurde es noch schlimmer. Jeden Tag erschienen neue, empörte Leserbriefe und Kommentare im Internet. Ein Mann schrieb auf Facebook, seine Tochter hätte am Klinikum studieren wollen. Nun sei ihr die Lust vergangen.

Handgretinger: Es gab auch wohlwollende Briefe, aber manches fand ich unfair. In einer Zuschrift wurde ich mit Harvey Weinstein verglichen.

Sabine Schneiderhan, Beauftragte für Chancengleichheit am UKT: In der Kritik an den »Spielen« geht es nicht um #MeToo. Es geht um das Bild kniender, sich unterwerfender Frauen in einer betrieblichen Veranstaltung. [...] Es geht um die Beteiligung der Führungskräfte an diesem Frauenbild und um die dadurch ausgelöste Botschaft, welche Frauenrolle am (durchaus hierarchisch strukturierten) UKT scheinbar witzig und tolerabel ist. Über 70 Prozent der UKT-Beschäftigten sind Frauen, in der Pflege über 80 Prozent. Im Übrigen haben sich die Klischees leider

unmittelbar bestätigt, niveaulose Kommentare sind schon gefallen. Wie schrecklich für unsere philippinischen Kolleginnen. Von asiatischen Kulturen ist bekannt, dass sie sehr höflich sind und ungern mit »Nein« oder offener Ablehnung auf Situationen reagieren, die dies erfordern würden. *(Zitiert aus einem Leserbrief an das »Schwäbische Tagblatt«. Auch Frau Schneiderhan verweigerte ein Gespräch mit der ZEIT.)*

Francis Komkai: Die behandeln uns wie Kinder. Jemand bezeichnete Yanina als »Mädchen« – sie ist 32 Jahre alt!

Angeline Escarda: Ich habe nicht den Eindruck, dass der Personalrat uns ernst nimmt. Sie erklären uns ständig, es gehe gar nicht um uns. Dabei ist immer die Rede von der philippinischen Weihnachtsfeier, von den philippinischen Arbeitskräften – wie kann uns das nichts angehen? Dass unsere Kultur hier so wenig gilt, belastet uns bei der Arbeit. Viele von uns sind bereit zu kündigen, wenn das so weitergeht.

Handgretinger: Genau das haben früher die Kolonialherren gemacht: den Leuten erklären, was Moral ist und wie sie sich zu benehmen haben. Das ist sehr demütigend, gerade wenn es um so etwas Sensibles wie Sexualität geht. Ich denke in letzter Zeit viel über unsere westliche Moral nach. Für die Pinoy, die streng katholisch sind, ist zum Beispiel unverständlich, dass Prostitution hier legal ist, ich also als Chefarzt ins Bordell gehen dürfte. Wenn ich mich aber bei einem harmlosen Partyspiel fotografieren lasse, wird daraus ein Entlassungsgrund.

FÜNFTER AKT – FÜHRUNGSKRÄFTE SIND VORBILDER

Angela Hauser, Personalratsmitglied am UKT: Am Uni-Klinikum gibt es Leitsätze für Führungskräfte, zum Beispiel »Eine Führungskraft ist Vorbild« und »Sie verhält sich wertschätzend anderen Menschen gegenüber«. [...] Solche Weihnachtsfeiern würden Bill Clinton und Boris Becker gefallen, sind aber an einer Uni-Klinik nicht akzeptabel, um in Prof. Bambergs Worten zu sprechen. Ist es dann akzeptabel, dass diese Führungskräfte weiter am UKT wirken und Entscheidungen über Beschäftigte fällen können?

Prof. Julia Skokowa, Onkologin am UKT: Entlassungen wären völlig überzogen. Ich bin selbst Ausländerin und vor zwanzig Jahren aus Russland nach

Deutschland gekommen. Gerade jetzt, in Zeiten des Fachkräftemangels, sollten wir auf die Kultur ausländischer Mitarbeiter mehr Rücksicht nehmen.

Bamberg und Sonntag: Das Klinikum ist nicht der Arbeitgeber der beiden Führungskräfte und entscheidet insofern auch nicht über eine Entlassung. Vielmehr ist dies für die eine Führungskraft der Rektor der Universität [Handgretinger], für die andere der Aufsichtsrat des UKT. [...] Dieser sieht jedoch über die bereits seitens des Klinikvorstands eingeleiteten internen Maßnahmen zur Verbesserung des interkulturellen Verständnisses keinen Handlungsbedarf. Die Universität weist darauf hin, dass es sich um ein laufendes Verfahren handelt, zu dem sie daher derzeit keine Stellung bezieht.

Handgretinger: Mein Anwalt fragt: Wo ist das Verbrechen? Ich bereue nicht, diese Spiele gespielt zu haben. Und sollte es mich nun doch meine Stelle kosten, gehe ich auf die Philippinen. Das ist sowieso mein Plan für den Ruhestand: im Heimatort meiner Frau mit krebskranken Kindern arbeiten.

Yanina Flores: Für mich ist die Sache abgeschlossen. Wenn jemand einen Fehler macht, dann ist es wichtig, dieser Person zu verzeihen. In unserer Kultur vergeben wir einander. Ich verstehe nicht, warum der Personalrat Herrn Handgretinger nicht vergeben kann.

Alles schmilzt

Es war einer der wärmsten Sommer in Grönland. 320 Gigatonnen Eis wurden zu Wasser. In dem Dorf Ilulissat erleben die Menschen die Folgen des Klimawandels vor der Haustür. Und die Inuit erfinden ein neues Wort: Uggianaqtuq - sich seltsam verhalten

Von Marius Buhl, Der Tagesspiegel, 17.11.2019

Im Hafen von Ilulissat, einem Ort an der Westküste Grönlands, drückt am Ende dieses viel zu warmen Sommers ein junger Mann den Gashebel seines Motorboots durch und schießt hinaus auf den Arktischen Ozean. Vor ihm auf dem Wasser türmen sich die Eisberge, blau schimmernde Riesen in der Nachmittagssonne, von denen sich dann und wann ein Brocken löst und ins Wasser kracht.

Einhändig steuert der Mann sein Boot vorbei an Schollen, die auf dem Wasser treiben wie riesige Scherben. Ole Kristiansen, 31 Jahre alt, Inuit, ist von Beruf Jäger, wie schon sein Vater und dessen Vater es waren. Ein kleiner Mann mit feinen Gesichtszügen, Brille und Schnurrbart, der keine Handschuhe trägt, obwohl der Fahrtwind seine Hände blau färbt. Meist schweigt er, die braunen Augen starr aufs Wasser gerichtet. Plötzlich bremst Kristiansen das Boot, greift nach einer rostigen Flinte, geht ein paar Schritte zur Reling, legt die Flinte an und schießt im Stehen auf einen kaum auszumachenden schwarzen Punkt in der Ferne. Eine Ringelrobbe.

Der Schuss prallt als Echo vom Eisberg zurück. Wasser quirlt. Färbt es sich rot, ist die Robbe tot. Dann muss er sie zu fassen kriegen, bevor sie zum Meeresboden sinkt. Kristiansen kneift die Augen zusammen. Das Wasser bleibt blau.

Die Arktis erwärmt sich doppelt so schnell wie der Rest der Erde

Ole Kristiansen ist einer von 55.000 Menschen, die auf Grönland leben, der größten Insel der Welt. Kristiansen ist ein typischer Grönländer: Er lebt von dem, was die Natur ihm gibt, meistens Ringelrobben oder Heilbutt, den er vor der Küste angelt. Jeden Morgen blickt er nach dem Aufstehen zuerst aus dem Fenster und beschließt, was der Tag für ihn bringen wird. „Ist das Wasser blau, fahre ich raus, ist es schwarz, bleibe ich drin“, sagt Kristiansen. Schon sein Vater und dessen Vater hätten es so gemacht, sagt er, was hätten sie auch tun sollen, in dieser blaugrauen Eishölle wuchsen schließlich keine Erdbeeren, die sie hätten ernten können. Heute ist manches anders.

Ole Kristiansen schießt Ringelrobben, er lebt von der Jagd und vom Fischen.Foto: Marius Buhl

„Ground Zero“ des Klimawandels, so bezeichnen Wissenschaftler Grönland. An kaum einem Ort sind die Konsequenzen dramatischer. Die Arktis erwärmt sich doppelt so schnell wie der Rest der Erde, in Südwestgrönland stieg die Durchschnittstemperatur in den vergangenen sieben Jahren um drei Grad. Im Sommer 2019, einem der wärmsten seit Beginn der Messungen, schmolzen auf der ganzen Insel 320 Gigatonnen Eis – das würde siebenmal den Bodensee füllen. Schmilzt der grönländische Eisschild eines Tages komplett, steigt der Meeresspiegel um sieben Meter.

Die Grönländer spüren die Erderhitzung als komplexe Realität

Doch während Forscher beständig neue Messungen aus dem Innern des Eisschilds liefern, Kinder auf der ganzen Welt demonstrieren und Erwachsene Greta Thunberg beleidigen, spüren die 55.000 Grönländer die Erderhitzung längst als komplexe Realität. Wie sich ihr Leben verändert? Nirgends lässt sich das besser beobachten als in der Heimat des Fischers Ole Kristiansen, Ilulissat.

4500 Einwohner leben hier, Grönlands drittgrößte Siedlung liegt an der Westküste, rund 250 Kilometer nördlich des Polarkreises. Die bunten Holzhäuser bauen sie auf blanken Gneis, weil der Permafrost den Boden so hart macht, dass man darin nicht graben kann. Die Gräber für die Toten heben sie im Sommer aus, sie müssen schätzen, wie viele im Winter sterben werden.

Hier, wo Männer am Hafen von der gestrigen Eisbärjagd erzählen, während Cafés, betrieben von Ausländern, American Cheesecake verkaufen, wo Fischer auf Robben schießen, während sich der Ort zur Hauptdestination des lokalen Tourismus entwickelt, kann man den Wandel der grönländischen Gesellschaft, angetrieben vom Klimawandel, wie unter einem Brennglas beobachten.

"Überall wird gebaut, das nimmt kein Ende"

Wie es dazu kam, das lässt man sich am besten von einem Grönländer erklären, zum Beispiel von Jens Pele Petersen, dem Briefträger des Örtchens. Täglich holt er Pakete vom Flughafen ab und bringt sie den Dörflern nach Hause. Petersen ist ein großer Mann mit festem Händedruck und eisklaren Augen, auf die er sehr stolz ist. „Hast du meine blauen Augen gesehen?“, fragt er. „Untypisch für einen Grönländer, aber ich bin zu 100 Prozent Inuit.“ Petersen sagt, dass er immer halte, wenn er Touristen sehe, die vom Flughafen ins Dorf müssen. „Die sparen sich das Geld fürs Taxi, und ich erfahre etwas über die Welt da draußen.“

Einhändig steuert er das Auto durch Ilulissat, hebt hier und da die Hand und grüßt. Eigentlich sind viel zu viele Autos unterwegs auf den Straßen des Dorfs dafür, dass man

von einem Ende zum anderen zu Fuß nur 15 Minuten bräuchte und die Straßen außerhalb des Dorfs einfach aufhören. Aber seit der Wohlstand hier wachse, sagt Petersen, führen eben immer mehr Leute Auto. „Man sucht sich eins aus im Katalog, das kommt dann Wochen später mit dem Schiff.“ Hat er auch so gemacht. An jeder zweiten Ecke zeigt Petersen auf einen Kran. „Überall wird gebaut“, sagt er, „das nimmt hier kein Ende.“

Um zu erklären, warum aus Ilulissat das grönländische Dorf wurde, das sich am drastischsten verändert, fährt der Briefträger auf einen Hügel am Dorfrand, von dem aus man einen Blick auf eines der atemberaubendsten Naturphänomene der Welt hat: den Kangia Eisfjord.

Der Kangia, 1000 Meter tief, existiert, weil landeinwärts einer der schnellsten Gletscher der Welt, der Sermeq Kujalleq, unablässig ins Wasser kalbt und damit wie am Fließband Eisberge und Skulpturen produziert, die an Ilulissat vorbei auf den Ozean ziehen. Einst trieb ein Koloss aus diesem Fjord, der Tausende Kilometer weiter südlich vor Neufundland auf ein Schiff prallte, die Titanic.

An manchen Sommertagen halten drei Kreuzfahrtschiffe vor Ilulissat

Der Eisfjord war es auch, der Ilulissat 2004 erhöhte Aufmerksamkeit bescherte: Die Unesco ernannte ihn zum Weltnaturerbe. 2007 besuchte Angela Merkel den Ort, im roten Parka bestaunte sie die schmelzenden Eisberge, die Bilder gingen um die Welt. In den vergangenen Jahren ist der Kangia noch mal kurz gewachsen, was Experten aber nicht als Trendwende verstanden wissen wollen. Den langfristigen Rückgang des Eises beeinflusse das nicht.

Früher interessierten sich höchstens Polarforscher und Extremsportler für diesen lebensfeindlichen Winkel Erde, heute halten an manchen Sommertagen drei Kreuzfahrtschiffe gleichzeitig vor Ilulissat. Dann strömen 5000 Menschen durchs Dorf, mehr als es Einwohner hat. Die Touristen, so erklärt es sich die grönländische Tourismusbehörde, kommen, weil sie einen letzten Blick erhaschen wollen auf das

schmelzende Eis. In diesem Sommer stiegen viele im T-Shirt vom Schiff. Das Thermometer kletterte bis auf ungewohnte 20 Grad.

Hier prallen Welten aufeinander: Cheesecake und Robbensuppe

In der Fischerei am Dorfplatz hängen jetzt Fotografieren-verboten-Schilder, zu gierig sind die Fremden auf Fotos von Robben- und Walfleisch. Doch die Fischerei ist nur ein letzter Ort des Widerstands. Draußen hinter den Fensterscheiben sprießen die Hotels und die Guest Houses, die Cafés und die Expeditionsanbieter. Und die Touristen, die davor Schlange stehen, bringen nicht nur ihre neu gekauften Outdoorjacken mit, sondern auch ihre Vorstellungen vom Leben. Seitdem prallen hier Welten aufeinander. Cheesecake und Robbensuppe.

Es ist ein Globalisierungsdrama, das sich in Ilulissat abspielt, angetrieben vom Klimawandel. Im Norden der Stadt bauen sie schon einen neuen Flughafen, ab 2023 sollen Touristen per Direktflug hier landen können. Ein neues Kapitel beginnt. Die Frage ist, wer darin die Hauptrolle spielt.

Der Briefträger Jens Pele Petersen hat zum Abendessen eingeladen. Vorher steuert er seinen Wagen aber noch schnell zum Supermarkt Pisiffik, wo er Gemüse und Obst kauft, Salat und Hackfleisch. Der Salat, sagt er, kostet 50 Kronen, fast sieben Euro. Er kommt mit dem Schiff aus Europa, zweimal die Woche.

Am Vortag hat ein Jäger aus dem Dorf einen jungen Eisbär geschossen

Zu Hause deckt er den Tisch, seine Frau Ane kocht Spaghetti Bolognese. Wie er arbeitet sie bei der Post, als seine Vorgesetzte. „Meine Chefin, daheim und bei der Arbeit“, sagt Jens Pele und lacht. Der Sohn der beiden, Kenny, zockt auf dem Smartphone Fortnite im Kinderzimmer, er spreche wegen des Spiels schon heute besser Englisch als sein Vater. Jens Pele Petersen führt durchs Haus, Licht flutet das weiße Holz, im Flur steht ein Hometrainer, in der Küche ein Eiweißshake. Bei Facebook, Petersen postet fast täglich, zeigt er Bilder von einer Hütte, die er außerhalb des Dorfs baut, um dort die wärmer werdenden Sommer genießen zu können.

Eigentlich seien im Dorf zu viele Autos unterwegs, sagt der Postbote Jens Pele Petersen.Foto: Marius Buhl

Beim Essen unterhalten sich die Petersens über den Eisbär, den ein Jäger aus dem Dorf am Vortag geschossen hat. Ane sagt, sie könne das nicht verstehen, viel zu jung sei das Tier gewesen. „Im Dorf würden wir das aber nicht laut sagen“, sagt Jens Pele. „Unsere Meinung ist dort nicht so populär.“

Auch das muss er sein, der Klimawandel, dieser Gedanke kommt einem unweigerlich, wenn man mit dieser modernen Familie am Abendbrottisch sitzt. Er lässt das Eis schmelzen und macht damit kurz vor dem Nordpol ein Leben möglich, in dem Eiweißshakes und Sommerhäuser eine größere Rolle spielen als die Eisbärenjagd. Ist das gut?

Sechs Prozent der Rohölreserven vermuten Experten in der Arktis

Nicht wenige auf Grönland – auch die Petersens – sehen das so. Der Klimawandel, argumentieren sie, sei eher Chance als Bedrohung. Und das nicht nur im Privaten.

Als Donald Trump neulich davon sprach, Grönland kaufen zu wollen, hatte das, bei aller Absurdität der Idee, einen Grund. 90 Milliarden Barrel Rohöl vermuten Experten in der Arktis, gut sechs Prozent der weltweiten Reserven, außerdem rund 25 Prozent der noch nicht erschlossenen Erdgasreserven, besonders in zwei Becken vor Grönland könnte sich die Förderung lohnen. Über 50 Abbaulizenzen erteilte Grönland in den vergangenen Jahren an ausländische Investoren: Gold, Nickel, Kupfer.

Im Süden der Insel, bei der Siedlung Narsaq, liegt eine der weltgrößten Uranminen, ein chinesisch-australisches Baukonsortium will sie ausbeuten, außerdem die extrem wertvollen seltenen Erden, nach denen die Welt lechzt, weil sie in Smartphoneplatinen und Hybridautos verbaut werden. Dazu kommen unermessliche Sandreserven. Die Welt steht Schlange, um die Ressourcen Grönlands abzubauen.

Die Bevölkerung will unabhängig werden von Dänemark

Grönland wiederum verfolgt einen eigenen Plan. Größter Wunsch der Bevölkerung, das sagen Jens Pele Petersen und der Fischer Ole Kristiansen genauso wie alle Erhebungen zu dieser Frage, ist die vollständige Unabhängigkeit von der einstigen Kolonialmacht Dänemark. Das Problem: Jährlich überweist Dänemark 470 Millionen Euro – etwa zwei Drittel des grönländischen Budgets. Um sich von Dänemark loszusagen, müsste Grönland auch finanziell unabhängig werden. Bergbau, Landwirtschaft, Tourismus: Ausgerechnet der Klimawandel könnte am Ende die Unabhängigkeit bringen.

Doch das ist nur die eine Seite. Im Wohnzimmer der Petersens erzählt Ane auch von den negativen Aspekten des Klimawandels. Sie zeigt ein Bild, das in ihrem Flur hängt. Der Mann darauf lächelt freundlich, das Bild ist schwarz-weiß. Es ist Anes Vater, er starb vor ein paar Jahren bei einem Unfall.

Im Sommer 2019 schmolzen 320 Gigatonnen Eis - das würde siebenmal den Bodensee füllen.Foto: Marius Buhl

Ihr Vater sei gerade mit dem Schneemobil auf dem Meereis unterwegs gewesen, erzählt Ane, als er feststellte, dass eine Scholle gebrochen war und zu sinken begann. Er drückte den Gashebel durch, wollte sich vor dem Ertrinken retten, kollidierte dabei mit einem zweiten Schneemobilfahrer, flog durch die Luft und schlug heftig auf. Er starb am Unfallort.

Das Meereis ist auch eine soziale Brücke

Das Meereis ist Lebensgrundlage und Symbol für das traditionelle grönländische Leben. Über Jahrtausende schirmte es die Arktis im Winter ab vor jedem Einfluss. Es blockierte das Meer und damit die Schiffe, die Ilulissat über sechs, sieben Monate nicht mehr erreichten. Kein Salat, keine Orangen. Dafür zogen die Fischer tagelang über das gefrorene Wasser und jagten Robben, Eisbären, Rentiere. Oder besuchten, weil es keine Straßen gibt, über den Meeresweg Verwandte in anderen Siedlungen. Das Eis auch als soziale Brücke.

Im Dorf trifft man eine Menge Menschen, die vom gefrorenen Meer reden können wie von einem Vater, der im Sterben liegt. Ove zum Beispiel, auch er Fischer, 76 Jahre alt.

Ein kleiner, gebückt gehender Mann, der gerade auf eine Leiter klettert, um Heilbutt zum Trocknen an seinem Haus aufzuhängen. „Früher sind wir bis spät im Frühling mit Schlittenhunden aufs Meer gefahren“, sagt Ove. „Heute haben wir Glück, wenn sich ein bisschen Eis bildet. Aber meist ist es zu dünn, um darauf zu gehen.“

Geht die Sonne vor Grönland unter, reflektiert das Eis das abnehmende Licht wie eine gigantische Spiegelfäche. Foto: Marius Buhl

Mit dem Eis verschwinden die Schlittenhunde, eine der ältesten Hunderassen der Welt. Siedler, die von Kanada aus einst nach Grönland kamen, brachten sie mit. Bis heute gibt es auf Grönland den sogenannten Hundeäquator im Süden der Insel. Nördlich dieser überlieferten Grenze dürfen ausschließlich Schlittenhunde gehalten werden, um eine Vermischung der Rassen zu verhindern.

Die Schlittenhunde trauen sich nicht mehr auf das dünne Eis

Als das Meereis stabil genug war, waren die Schlittenhunde den Grönländern das wichtigste Fortbewegungsmittel. „Die Hunde“, sagt Ove, „spürten, wo das Eis dick genug zum Laufen ist.“ Heute weigerten sie sich oft, das dünne Eis überhaupt zu betreten.

Einst lebten mehr als 6000 Schlittenhunde in Ilulissat, ihr Heulen drang nachts durchs Dorf. Heute leben hier nur noch knapp 2000. Viele Jäger erschossen ihre Hunde gar, weil sie nicht mehr für sie sorgen konnten. Die übrigen leben nicht wie früher mitten im Dorf, sondern müssen wegen der vielen Autos, die heute durch Ilulissat fahren, in Zwingern außerhalb gehalten werden. „Mit den Hunden erlischt das Leben, mit dem ich groß geworden bin“, sagt Ove.

Doch nicht nur Meereis und Schlittenhunde verschwinden. Auch die Sprache der Grönländer, bildhaft und beschreibend, ist dem Klimawandel ausgesetzt. Das Wort „Isersarneq“ zum Beispiel. Es bedeutet: „Dies ist ein Wind im Fjord, der vom Meer her kommt und es schwermachen könnte, nach Hause zu kommen, aber wenn man aus dem Fjord herauskommt, ist das Wetter angenehm.“ Weil das Wetter unberechenbar geworden ist, Winde sich drehen, ergeben manche Begriffe heute keinen Sinn mehr.

Der Klimawandel bedroht die grönländische Tradition des Jagens

Dafür erfinden die Inuit nun manches Wort neu. „Uggianaqtuq“ zum Beispiel. Es bedeutet „sich seltsam verhalten“. Das Wort meint das veränderte Klima – und die Menschen, die nicht wissen, wie sie darauf reagieren sollen.

Wenig war bislang bekannt über die psychologischen Auswirkungen des Klimawandels. Die erste repräsentative Studie erhob in diesem Sommer Kelton Minor, Soziologe an der Universität Kopenhagen. Der Greenlandic Perspectives Survey (GPS) untersucht den Blick der Grönländer auf den Klimawandel – und Minor fand Erstaunliches heraus. Rund 92 Prozent der Befragten sind laut Studie überzeugt, dass der Klimawandel eine Tatsache ist, nur 1 Prozent glaubt das nicht. 76 Prozent der Grönländer bestätigten, die Auswirkungen des Klimawandels im Alltag persönlich zu spüren. Drei von vier Familien gaben an, noch immer von der Jagd zu leben – knapp zwei Drittel befürchten aber, dass der Klimawandel der Tradition des Jagens schaden wird.

Bei manchen Inuit gibt es Anzeichen posttraumatischer Belastungsstörungen

Auch Dr. Courtney Howard, Notärztin in der kanadischen Arktis, erforscht die Folgen des Klimawandels für die Grönländer. Sie sagte jüngst dem „Guardian“, der Klimawandel führe bei manchen Inuit zu Angstzuständen und einer Form von ökologischer Trauer, weil sie ihre Heimat verlören. Bei manchen Inuit mache sie gar Anzeichen von posttraumatischer Belastungsstörung aus, sagt Howard. Die ökologische Katastrophe – auf Grönland hat sie längst eine kulturelle ausgelöst.

Von den Abgründen einer Gesellschaft im Wandel kann auch Simone Petersen aus Ilulissat erzählen. Petersen, nicht verwandt mit Briefträger Jens Pele Petersen, ist Dänin, eine Frau mit orangefarbenen Haaren. Sie geht gerade eine Stichstraße hinauf zu einer Wiese, auf der sie drei Schlittenhunde hält. Aus einer Plastiktasche holt Petersen drei ganze Fische und wirft sie den Hunden hin. Dann öffnet sie einen Verschlag, in dem fünf Welpen tollen.

Während Petersen die Welpen füttert, erzählt sie. Bei einer Reise nach Grönland verliebte sie sich 2008 in einen Jäger aus Ilulissat, Knut, zwei Monate später zog sie her. „Wir hatten 16 Hunde und waren glücklich“, sagt sie. Vor drei Jahren starb Knut an einem Aneurysma. Simone beschloss, auch ohne ihn hierzubleiben.

Sozialarbeiterin Simone Petersen mit einem Schlittenhundwelpen. Früher lebten mehr als 6000 Hunde in Ilulissat, heute sind es nur...Foto: Marius Buhl

In Ilulissat arbeitete sie sechs Jahre lang als Sozialarbeiterin in einem Waisenheim. „Viele Kinder, die ich dort betreute, haben ihre Eltern durch Gewaltverbrechen verloren“, sagt sie. „Andere wurden misshandelt, oder die Eltern haben sich umgebracht.“

Die hohe Suizidrate, sie ist siebenmal so hoch wie in Deutschland, macht Petersen zu schaffen. Im Waisenheim arbeitete sie zusammen mit einer Kollegin, die vier Söhne hatte – alle brachten sich um. „Wenn einer beginnt, zieht sich das oft durch die ganze Familie“, sagt sie. Die Motive seien vielfältig. „Von einem Jungen weiß ich, dass seine Freundin ihn verlassen hatte, das reichte ihm schon.“

Viele Grönländer hätten nie gelernt, mit Problemen umzugehen, glaubt Petersen. Andere seien schlicht überfordert mit dem radikalen Wandel, der hier gerade passiere.

Lohn erhalten ist für manche gleichbedeutend mit einem dreitägigen Saufgelage

„Wenn Arbeitnehmer auf Grönland Lohn erhalten, was alle zwei Wochen passiert, kann man bei manchen davon ausgehen, dass sie am Montag darauf nicht zur Arbeit erscheinen“, sagt Petersen. Lohn erhalten sei für manche gleichbedeutend mit einem dreitägigen Saufgelage. In dieser Zeit passierten auch die meisten Verbrechen.

Über diese Unzuverlässigkeit sprechen nach einer Weile fast alle, die man in Ilulissat fragt, Ausländer wie Grönländer selbst. Simone Petersen sagt, dass man nichts verstehe, wenn man mit einem deutschen oder dänischen Blick auf die Probleme der Grönländer schaue. „Vieles, was wir in Europa für normal halten, gilt hier nicht.“ Der Tag ihres Freundes Knut beispielsweise habe nie nach dem Wecker begonnen. Er sei aufgewacht, wann er eben aufgewacht sei, dann sei er zum Fenster gegangen und habe sich das Wetter angesehen. Gejagt habe Knut nur, wenn er etwas zu essen brauchte. Die Beute verkaufen, Geld verdienen, den Wohlstand mehren – „das war ihm völlig fremd“.

Einmal sei er mit Touristen verabredet gewesen für eine kleine Bootstour. Als er zur vereinbarten Zeit noch zu Hause war, habe Petersen ihn gefragt, ob er nicht losmüsse. „Die sehen doch, dass das Meer schwarz ist, da fährt man nicht raus“, habe Knut ihr geantwortet.

Unweigerlich kommt einem der Robbenjäger Ole Kristiansen wieder in den Sinn. Als dieser nach 13 Schüssen noch immer keine Robbe getroffen hatte, fuhr er vergnügt wieder in den Hafen ein. Als er das Boot vertäute, sagte er: „Ich mache ein paar Tage Pause mit dem Jagen, ich habe gerade genug zu essen.“

Einige haben den kapitalistischen Zeitgeist verinnerlicht

Simone Petersen beginnt zu lachen, erzählt man ihr diese Geschichte. „Genauso hätte es Knut auch gesagt“, sagt sie. Aber natürlich seien längst nicht mehr alle Grönländer so. Es gebe einige, die den neuen, kapitalistisch geprägten Zeitgeist verinnerlicht hätten. Menschen wie Carl Sandgreen.

Sandgreen trifft man in Ilulissat mehrfach am Tag, ständig ist er auf dem Weg irgendwohin. Eines Morgens steht er am Hafen, ein kleiner, braungebrannter Mann in dickem Wollpulli. Gerade macht er sein Boot los, weil er auf dem Meer Eis sammeln möchte fürs schicke Hotel „Hvide Falk“. Die benutzen das klare Gletschereis für Cocktails, „Touristen finden das cool“, sagt Sandgreen und zuckt mit den Schultern.

Carl Sandgreen war mal Jäger, er hat im Hotel Arctic an der Rezeption gearbeitet, als Angela Merkel dort abstieg. Und er hat, davor schon, Mathematik und Wirtschaftswissenschaften studiert in Nuuk, der grönländischen Hauptstadt. Heute ist Sandgreen in Ilulissat nicht nur wegen seines Studienabschlusses eine Besonderheit: Er arbeitet als Guide für Touristen – als einer der wenigen Grönländer.

Sandgreen gründete sein Unternehmen „Ilulissat Water Safari“, als er vom neuen Flughafen hörte, der 2023 fertig sein soll. Da begriff er, dass das alte Leben in Ilulissat vorbei war. Und er beschloss, das Beste daraus zu machen.

Täglich fährt er Touristen raus zu den Walen, er geht mit ihnen jagen oder erklärt ihnen die Eisberge im Fjord. „Der Klimawandel ist für mich kein Feind“, sagt Sandgreen. „Sondern eine Veränderung, an die ich mich anpassen muss. Gerade wir Grönländer sind eigentlich Meister darin, uns mit rauen Bedingungen zu arrangieren.“

Oft seien es Dänen, die in Grönland was zu sagen haben

Das Geschäft laufe gut, sagt er, gerade habe er ein zweites Boot und ein Schneemobil gekauft, bald könne er jemanden einstellen. Einen Grönländer am liebsten. Er hat einen Verband gegründet, in dem sich grönländische Unternehmer austauschen können, momentan suchen sie nach einem Clubhaus. Bei der nächsten Kommunalwahl will er sich aufstellen lassen, auf Facebook postet er regelmäßig, was ihn stört in Ilulissat.

Unternehmer Carl Sandgreen arbeitet als Guide für Touristen. Seine Firma heißt „Ilulissat Water Safari“.Foto: Marius Buhl

„Die Leute, die vor Ort was zu sagen haben, sind alles Dänen“, sagt Sandgreen. „Der Chef der Airline, die Chefs der Supermärkte, des Hotels Arctic.“ Besonders die dänischen Guides nerven ihn. Viele seien Studenten, die für einen Sommer kämen und

Touristen dann den Eisfjord oder die Wale erklärten. „Dabei könnten wir Grönländer doch viel detaillierter von unserer Heimat berichten.“

Wird eines Tages aus Grönland ein ganz normales Land?

Aber, sagt Sandgreen, es bringe nichts, auf die anderen zu schimpfen. Wenn der Klimawandel für die Grönländer tatsächlich eher Chance als Bedrohung sein solle, „dann müssen wir aufwachen!“ Sandgreen sieht es so: Gerade werde ein gigantischer Kuchen verteilt. Entweder man stehe auf und beanspruche lautstark den eigenen Anteil – oder der Teller sei bald leer und Grönland noch immer abhängig vom Geld Dänemarks. Das wäre der worst case. „Unsere Unabhängigkeit beginnt im Kopf“, sagt er.

Als er vor die Tür tritt und in seinem Auto davonfährt, färbt sich der Himmel über dem Hotel „Hvide Falk“ bereits rot, später am Abend wird daraus ein dunkles Orange, schließlich ein stechendes Lila, als hätte jemand den Sättigungsregler der Farben ins Unnatürliche überdreht. Es ist das Eis, das die Sonnenuntergänge auf Grönland so strahlen lässt, weil es die Farben reflektiert wie ein gigantischer Spiegel. Die Eisberge draußen auf dem Kangia, sie scheinen jetzt zu glühen. Ist das Eis erst geschmolzen, wird es diese Sonnenuntergänge nicht mehr geben. Dann wird aus Grönland, der Eiswüste, eines womöglich gar nicht allzu fernen Tages ein ganz normales Land.
Im Süden wachsen schon die ersten Erdbeeren.

Endlich im Frieden

Rita Stormer floh in den letzten Kriegstagen 1945 aus dem ehemaligen Ostpreußen. Tote, Bomben, brennende Flüchtlingswagen, Angst – das alles ist noch immer präsent. Doch gesprochen hat sie nie darüber. Im vergangenen Sommer kehrt sie zum ersten Mal zurück an die Orte ihrer Kindheit in Masuren. Ihr Sohn hat sie begleitet

Von Carsten Stormer, FR7, 03.05.2020

Ende Januar 1945: die Rote Armee steht kurz davor, Ostpreußen zu erobern. Hitlerdeutschland ist am Ende. In einer Wohnung im zweiten Stock der Deutschordensstraße 33 in Rastenburg glaubt die 33-jährige Elisabeth Stotzka dennoch an den Endsieg. „Der Hitler, der lässt uns nicht im Stich“, da ist sie sich sicher. Dies sagen die Kommentatoren im Radio, das sagt Goebbels, die Nachbarn, eigentlich alle. Elisabeths Freundin Lotte Hache weiß es besser. Ihr Mann ist Beamter mit guten Kontakten zum Heer. Er hat mitbekommen, dass die Rote Armee vor Rastenburg steht. An diesem eiskalten Januartag platzt Lotte Hache in die Wohnung der Stotzkas und ruft: „Lisbeth, pack deine Sachen. Morgen ist der Russe da.“ Am nächsten Morgen verlassen Elisabeth und ihre achtjährige Tochter Rita mit ein paar Habseligkeiten die Wohnung. Es ist der 24. Januar 1945, ein Mittwoch. Das Thermometer zeigt minus 20 Grad. Am folgenden Tag nehmen sowjetische Soldaten Rastenburg ein.

Zwei Wochen lang irren Mutter und Tochter zu Fuß, in Lastwagen oder Pferdegespannen über Straßen, die Reste der Wehrmacht oder der Volkssturm offenhalten. Bei klirrender Kälte erreichen sie Heiligenbeil, von dort geht es über das zugefrorene Frische Haff auf die Nehrung, dann weiter bis nach Stutthof. Ihr Ziel: Sandersleben in Sachsen-Anhalt, wo ein Teil der Familie wohnt. Hier wollen sie sich treffen, sollte der Krieg die Familie auseinanderreißen. Unterwegs wird der Flüchtlingstreck aus der Luft beschossen.

Mehr als sieben Jahrzehnte hat Rita Stormer die Erinnerungen, die ihr Leben bis heute prägen, für sich behalten. Die Toten, die Bomben, die brennenden Flüchtlingswagen, die Angst, der Verlust der Heimat, das Stigma des Flüchtlingskindes – die traumatischen Erlebnisse eines achtjährigen Mädchens, das alles ist noch immer präsent.

Rita Stormer ist meine Mutter.

Ich weiß so gut wie nichts über ihre Vergangenheit, über die Kriegsjahre. In unserer Familie wurde darüber nicht geredet. Waren meine Großeltern Mitläufer oder überzeugte Nazis? Woher stammt meine Mutter? Was hat meine Familie hinterlassen? Wer bin ich? Meine Mutter hat nichts erzählt, wir Kinder haben keine Fragen gestellt. Eine Familie ohne Vergangenheit. So ging das viele Jahre. Bis schließlich doch Fragen auftauchten und nach Antworten verlangten.

74 Jahre nach ihrer Flucht überrede ich meine Mutter, mit mir zusammen eine Reise in ihre Vergangenheit zu unternehmen; zu Stationen ihrer Kindheit. Sie stimmt zu, weil sie das Gefühl habe, mit etwas abschließen zu müssen. „Wer weiß, wie viel Zeit mir noch bleibt", sagt sie. Sie ist eine pragmatische Frau, große Gefühle hatten in ihrem Leben nie wirklich Platz.

Sie ist jetzt 83 Jahre alt und lebt allein in einer kleinen Wohnung in einem Münchner Vorort. Eine Haushaltshilfe lehnt sie ab, das bisschen Arbeit schaffe sie alleine. Dreimal wöchentlich geht sie ins Fitnessstudio, sonntags zum Tanzen. Ist das Wetter schön, geht sie wandern. Ihr Flur ist mit den Fotos vergangener Reisen tapeziert: Nepal mit Everest, Kambodscha mit Angkor Wat, Machu Pichu in Peru, Rajasthan, Vietnam, irgendein Vulkan in Indonesien. Nur ihre alte Heimat Masuren, das ehemalige Ostpreußen, im heutigen Polen, hat sie nie besucht.

Diese Reise ist der Versuch, mit allem, was Krieg und Flucht für ihr Leben bedeutet haben, Frieden zu schließen. Meine Mutter möchte ihre Erinnerungen mit der Gegenwart abgleichen. Was hat die Familie Stotzka hinterlassen? Steht der Gutshof der Familie noch? Wie schaut es heute da noch aus? Unsere Reise soll nicht deutsche Schuld relativieren, keinen Opferkult betreiben, kein Leid gegeneinander aufwiegen. Ich bin ein Sohn, der etwas über die Vergangenheit seiner Mutter erfahren will. Punkt.

Es ist Mitte Juli, der Wetterbericht hat für die nächsten zwei Wochen Hitze und Sonnenschein angekündigt. Trotzdem: Das Regencape muss in die Reisetasche, auch Moskitospray und Taschentücher. Wer weiß, was unterwegs alles passieren könnte. Es sind die alten Mechanismen: Für alle Fälle gewappnet sein. Und sei es auch nur für einen polnischen Regenschauer.

Vor der Abreise bitte ich meine Mutter um einen Gefallen. Es gibt einen Brief, den meine Oma hinterlassen hat. Meine Mutter hat ihn zufällig nach dem Tod meiner Großmutter 1983 in ihrem Nachlass gefunden. „Unsere Flucht 45", stand auf dem Umschlag.

26 Jahre lang hat meine Mutter den Brief ungeöffnet in einer Schublade verwahrt. „Ich hatte Angst, da steht was drin, was grausig ist“, sagt sie. Ich bitte sie darum, mir aus dem Brief vorzulesen. Es ist ein wolkenloser Sommertag, wir setzen uns unter eine uralte Kastanie. Ein ruhiger, schöner Ort, umgeben von bayrischen Wiesen und Rapsfeldern. Seit Generationen nutzt ihn die Dorfjugend, um in seinem Schatten ungestört knutschen zu können, jetzt sitzt meine Mutter auf einer Holzbank unter einem Kruzifix und liest vor, was meine Oma 1980 geschrieben hat. „Was ich jetzt niederschreibe, habe ich selbst erlebt. Leider hat sich meine Erinnerung an diese Zeit verwischt. So dass ich vieles nicht mehr so genau erinnern kann. Jedenfalls begann vor 35 Jahren, in diesen Tagen des Januar 45, bei mehr als 20 Grad Frost unsere dramatische und gefahrvolle Flucht aus Ostpreußen.“

„Kommt schon hoch“, sagt meine Mutter, tupft sich eine Träne aus dem Augenwinkel und liest mit zitternder Stimme weiter: „Meine liebe Lotte Hache, mit ihrer Mutter, und ihren Kindern, Klaus, 5, und Doris, 13 Monate, und ich mit meinem Kind, Rita, 8, begannen den bitteren Weg gemeinsam und haben auch gemeinsam bis zu unserem Ziel Sandersleben durchgehalten.“

Der Brief, das haben wir beschlossen, kommt mit auf die Reise. Ebenso wie die alten Fotos aus Ostpreußen. „Falls jemand sich die ansehen möchte“, sagt sie.

Einen Tag später sitzen wir in einem Flugzeug. Das Ziel: Danzig. Von dort geht es mit dem Mietwagen 220 Kilometer Richtung Osten. Stundenlang fahren wir über mit alten Eschen, Linden und Eichen gesäumte Alleen. Auf Schornsteinen und Hausdächern nisten Störche. Es wirkt wie eine Reise in längst vergangene Zeiten. Wir reden nicht viel. Aber ich frage mich, welcher Film sich im Kopf meiner Mutter abspielt, während am Fenster Wälder, Weizenfelder und Seen Masurens vorbeiziehen. Eine Landschaft, die sich seit ihrer Kindheit kaum verändert hat.

Wir fahren nach Rastenburg, das heutige Kętrzyn, dort hat meine Mutter bis zu ihrer Flucht gelebt. Hier haben wir eine Verabredung mit Zofia Lachowska, der Vorsitzenden des „Vereins der Deutschen Minderheit“ und ihrem Sohn Artur. An den Wänden des Vereinshauses hängen Schwarzweißfotos deutscher Vorfahren. Meist grimmig dreinschauende Männer in Uniform. In einem Regal stapeln sich Ausgaben der „Preußischen Allgemeinen Zeitung“. Im Keller hängt ein Bild von Bundeskanzlerin Angela Merkel.

Zofia Lachowska, 66 Jahre, die grauen Haare zu einem Dutt gebunden, ist eine kleine, warmherzige Frau, mit einem Lachen wie eine Umarmung. Sie reicht meiner Mutter erst einen Blumenstrauß und drückt sie anschließend an ihre Brust. Lachowska hat ein Dutzend

Mitglieder der deutschen Minderheit eingeladen und zu Ehren meiner Mutter ein Festmahl organisiert. Im Gegensatz zu ihrem Sohn spricht Zofia Lachowska kein Deutsch. Während Artur schwarze, rote und gelbe Servietten zu einer Deutschlandfahne bindet und auf dem Tisch platziert, übersetzt er ihre Begrüßung: „Die Ankunft von Frau Rita ist für mich etwas sehr Besonderes. Sie ist hier geboren und aufgewachsen. Jetzt kommt sie nach so langer Zeit wieder hierher. Das ist so, als ob man seine eigene Mutter begrüßen würde. In mir drin sind diese deutschen Wurzeln. Ich weiß das, ich erinnere mich, und ich fühle es. Meine Mutter war Deutsche. Tief in mir drin fühle ich mich als Deutsche." Dann zeigt sie auf die festlich gedeckte Tafel uns sagt: „Essen, bitte."

Meine Mutter blickt auf die Speisen: Pasteten, gebratenes Hühnchen, Salate, Wurstbrote, Kuchen im Überfluss. „Ist das alles für mich? Wer soll das denn essen? Das ist doch viel zu viel. Und die Blumen, die verwelken doch gleich. Was soll ich denn damit? Das ist doch Verschwendung", raunt sie mir kopfschüttelnd zu. Ich verdrehe die Augen, erwidere, dass sie doch einfach mal die Gastfreundschaft genießen soll, und gebe mir Mühe, nicht den genervten Sohn zu geben. Es sind Macken, die mich schon als Kind auf die Palme gebracht haben. Loslassen, sich mal was gönnen, grundlos genießen – das kann meine Mutter nicht.

Sie hat es nie gelernt. Essen wird nicht weggeworfen, Licht beim Rausgehen immer ausgemacht. Wenn ich meine Mutter besuche, legt sie mir ein ausgeblichenes, tausendfach gewaschenes Garfield-Handtuch hin, das ich irgendwann mal in den achtziger Jahren geschenkt bekommen habe. In einer Schublade liegt Besteck, mit dem ich als Kind schon gegessen habe. Ich bin gerade 46 geworden. Und sie fährt drei Kilometer zum nächsten Supermarkt, wenn dort Milch oder Butter zwei Cent billiger ist.

„Fall bloß nicht auf. Misch dich nicht ein", hatten mir meine Eltern eingebläut. Vielleicht bin ich deshalb aus Protest Journalist geworden. Doch woher stammt diese Angst, aufzufallen, Risiken einzugehen? Das dumpfe Gefühl, sich für etwas schämen zu müssen? Die Autorin Sabine Bode hat Kriegskinder wie meine Mutter die „vergessene Generation" genannt. Wir beide lesen Bodes Buch auf dieser Reise. Fast jeden Morgen sagt meine Mutter, dass sie sich auf manchen Seiten wiedererkenne: Angst vor Veränderungen, unterkühlte Beziehungen, gedämpfte Lebensfreude. Fleiß, Disziplin, immer nach vorne schauen, nie zurück. Ich habe meine Mutter niemals jammern gehört. Sie wusste: Es gab Schlimmeres.

In diesem deutschen Vereinshaus treffen zwei Frauen mit unterschiedlichen Biografien aber ähnlichen Fragen aufeinander. Die eine fragt sich, was gewesen wäre, wenn die Flucht gescheitert wäre. Die andere, wie ihr Leben in Deutschland verlaufen wäre, wenn sie mit ihrer

Mutter geflüchtet wäre. Zofia Lachowska erzählt, wie es als Deutsche im Nachkriegspolen war, von Beschimpfungen ihrer Mitschüler, dass ihr Vater verboten hatte, zu Hause Deutsch zu sprechen, die Sprache des Feindes. „Was wäre passiert, wenn meine Mutter gegangen wäre. Wäre ich geboren oder nicht? Wäre ich die Person, die ich heute bin? Ich glaube, dass meine Mutter ein völlig anderes Leben gehabt hätte, ein weniger schweres."

Unsere Reise in die Vergangenheit ist auch für Zofia und Sohn Artur ein Blick in die eigene Geschichte. Meine Mutter hatte sich gewünscht, die Wohnung zu besuchen, aus der sie Januar 1945 geflohen ist, falls das Haus noch steht. Obwohl die beiden Frauen sich nicht verständigen können, besteht eine Verbundenheit. Hand in Hand laufen sie durch die Straßen Kętrzyns, sowjetische Platte wechselt sich mit deutschem Backstein ab. Meine Mutter fragt etwas auf Deutsch, Zofia antwortet auf Polnisch.

Dann stehen sie vor einem türkisgrüngestrichenen Haus. Meine Mutter blickt lange auf das Gebäude. „Ist dies die Straße, die wir suchen?", fragt sie Zofia, die ebenso aufgeregt ist, über das ganze Gesicht strahlt und eifrig nickt. Wojska Polskiego, früher Deutschordensstraße. Die ehemalige Nummer 33 ist das einzige Vorkriegsgebäude, das in diesem Straßenzug noch erhalten ist. „Ja, ich habe es an den Erkern erkannt", sagt meine Mutter, kramt in einem orangenen Beutel, holt ein Album heraus und blättert durch die alten Schwarzweißfotos. „Guck mal hier", ruft sie und zeigt auf ein Bild. Darauf ist die etwa siebenjährige Rita zu sehen, die in Lackschühchen und Sommermantel an einer Tür lehnt. Sie schaut auf das Bild, dann zur Tür, wieder auf das Foto. Zweifelsfrei, das muss das Haus sein. „Ja, wenn ich da mal rauf könnte. Das wär' nicht schlecht", murmelt sie.

Kann sie.

Zofia wählt eine Nummer, und ein paar Minuten später lässt die Hausmeisterin meine Mutter herein. Mehr als 74 Jahre sind vergangen, seitdem sie zuletzt in diesem Haus war. Die alten Holzstufen sind glattgelaufen und durchgebogen. Mit der Handfläche streicht sie über das Geländer. Es ist ihr anzumerken, wie sie mit Erinnerungen kämpft.

Die Hausmeisterin klingelt an der Tür im zweiten Stock, erklärt dem verdutzten jungen Familienvater, dass hier Leute seien, die vor dem Krieg in der Wohnung gelebt hätten. Ob man nicht mal einen Blick hineinwerfen könne? Selbstverständlich, dürfe man das, sagt er und bittet mit einem Lächeln herein.

Doch die Realität hält der Erwartung nicht stand. Die alte Wohnung wurde in zwei kleinere unterteilt. Nichts erinnert mehr an ihre Kindheit. Der Kachelofen in der Ecke, der

könnte noch von früher stammen. Die Ecke beim Erkerfenster, dort könnten sie den Weihnachtsbaum aufgestellt haben, so wie auf einem Foto: Weihnachten 1942, Mutter, Vater, Tochter vor einem Tannenbaum. Könnte sein, vielleicht auch nicht. Meine Mutter gibt sich Mühe, ihre Enttäuschung zu verbergen.

Was hatte sie sich von diesem Besuch erhofft? Sie ringt nach Worten, vielleicht ein Möbelstück von früher, etwas, dass Gegenwart mit Vergangenheit verknüpft, etwas, das sie berühren kann, etwas zum Festhalten. Schnell fängt sie sich wieder. „Unwahrscheinlich, nach einem verlorenen Krieg und so vielen Jahren. Aber manchmal gibt es ja solche Zufälle", sagt sie, geht aus der Wohnung und dreht sich kein einziges Mal um. „Es ist Vergangenheit. Es ist für mich abgeschlossen."

Am Oberteich, der idyllische Stadtweiher, nur ein paar Schritte von der alten Wohnung entfernt, setzt sie sich auf eine Bank, beobachtet eine Weile die Enten und einen Angler. Ich frage sie, was sie gerade denkt, was sie fühlt. „Eigentlich denkt man zu Hause nicht mehr viel an diese Zeit, jetzt taucht wieder so manches auf. Als Kind werde ich wohl viel Angst gehabt haben. Aber wo das hingegangen ist, innerlich oder nicht, dass weiß ich nicht. Das hat man irgendwo vergraben." Es sei schade, dass sie nie mit ihren Eltern über diese Zeit gesprochen habe. „Das war ein reines Stillschweigen. Nichts über die Vergangenheit. Bloß nichts sagen, dass man bei den Nazis war oder im Krieg. Das wurde ja totgeschwiegen."

Zofia hat noch eine weitere Überraschung parat. 49 Kilometer von Kętrzyn liegt Żywki, ein paar Neubauten, zerfallene Backsteinhäuser, einige stehen zum Verkauf, ein See, eine Bushaltestelle. Früher hieß der Ort Siewken, ein Rittergut, das mein Ururgroßvater im 18. Jahrhundert aufgekauft hatte, insgesamt 500 Hektar. Das sind 700 Fußballfelder. In einer Stallruine leben heute noch immer Nachfahren von Ukrainern, die Stalin einst umsiedeln ließ. Ich wusste, dass es in meiner Familie mal Gutsbesitzer gegeben hat. Aber ich hatte an einen Hof mit ein paar Feldern gedacht, nicht an 700 Fußballplätze mit eigenem See und Wäldern. Erst jetzt wird mir bewusst, wie viel meine Mutter verloren hat. Wie schwer es gewesen sein muss, nach Kriegsende bei null anzufangen. „Du darfst mich ab jetzt junger Herr nennen", scherze ich, und sie kichert.

Das Gutshaus ist inzwischen abgerissen, aber der geschwungene Torbogen an der Einfahrt steht noch. Wir gehen hindurch, dahinter liegt ein schöner See. Meine Mutter versucht sich zu orientieren, Erinnerungen tauchen auf. „Hier hat mir mein Vater das Schwimmen beigebracht", ruft sie. An diesem Tag planscht eine Familie mit fünf Kindern und einer Schwimmente im Wasser.

Als Mädchen habe sie hier viel Zeit verbracht, an Wochenenden oder wenn ihr Vater auf Fronturlaub und der Krieg noch weit weg war. Ein Mädchen zwischen einem tyrannischen Großvater, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen. „Mein Opa war nicht der lieblichste und beste Herr für seine Leute. Bei dem ging das nur mit der Knute." Nach allem, was ich über meine Vorfahren erfahren habe, standen die männlichen Stotzkas nicht nur der Knute, sondern auch den Nazis nahe.

Meine Mutter steht auf dem Steg, der in den See führt, die Hände auf das Geländer gestützt und blickt aufs Wasser. Ich frage mich, was in ihr vorgeht. Ich lebe seit zwölf Jahren im Ausland. Vor unserer Reise habe ich den Besuch bei meiner Mutter genutzt, um die Stationen meiner Kindheit und Jugend mit dem Fahrrad abzuklappern: Meine alte Schule, der Wald, in dem ich mit meinen Kumpels spielte, das Elternhaus. Ich radelte durch meine Vergangenheit und verfiel in eine wohlige Melancholie aus verklärten Erinnerungen an eine unbeschwerte Zeit. Aber ich habe meinen Heimatort freiwillig verlassen, meine Mutter dagegen vertrieb der Krieg.

Hier in Masuren wirkt sie manchmal distanziert, kühl, abgeklärt, als kämpfe sie gegen Gefühle an, die ein Ort, eine Straße, ein Gebäude wecken. Einmal sagt sie, dass sie sich an ihre Kindheit nicht erinnern könne. Die Erinnerungen seien überlagert vom Schrecken der Flucht und den Entbehrungen der Nachkriegszeit; alles Unbeschwerte sei gelöscht. Aber während wir durch Polen reisen, trägt sie jeden Morgen Lippenstift auf und legt eine Perlenkette an. Gesten, die zeigen, wie viel ihr diese Reise bedeutet. Später erzählt sie, dass sie sich am See ihrer Großeltern kurz gefragt habe, wie ihr Leben ohne Krieg und Vertreibung verlaufen wäre. Mehr Konjunktiv erlaubt sie sich nicht: „Es gab keinen anderen Weg. Das weißt du ja vorher nicht, wie es läuft. Ich meine, Leute, die heute flüchten, wissen auch nicht, wie es läuft, ob sie ertrinken oder nicht. Wir sind übers Eis."

Auf das Eis kommt auch meine Großmutter immer wieder in ihrem Brief zurück: *„Der Gedanke daran war grausig. Es waren immerhin 15 Kilometer bis zum anderen Ufer. Auf morschem und schwankenden Eis. Viele sind dabei im eisigen Wasser umgekommen. Die Wagen und Pferde blieben im Eis stecken und säumten die Wege des Trecks. Es war ein Elendszug, und jeder war froh, wenn er am Abend noch lebte."*

Die Narben, die dieser Krieg bei Deutschen und Polen hinterlassen hat, sind bis heute nicht ausgeheilt. Zwölf Kilometer von Kętrzyn entfernt liegt das ehemalige Rittergut Groß Blaustein. Der polnische Architekt Cezary Korenc hat meine Mutter in sein Anwesen eingeladen. Korenc ist ein geschichtsbesessener Intellektueller mit einer Schwäche für historische Landkarten. Ein freundlicher, schmaler Mann mit leiser Stimme, der fließend

Französisch, Englisch, Russisch und ein bisschen Deutsch spricht. Vor 14 Jahren hat er Teile des Ritterguts erworben, um sich an Wochenenden vom Warschauer Großstadtleben zu erholen. Doch statt auf einem seiner Pferde über die Felder zu reiten oder mit seinen Hunden im Wald spazieren zu gehen, hat er den Heimatverein Blusztyn gegründet, der verfallene deutsche Friedhöfe restauriert. Was als Freizeitgestaltung begann, wurde zur Lebensaufgabe.

„Ich zeige euch mal meine Schätze", sagt er und führt in das Kellergewölbe einer Gutshausruine, die er seit Jahren renoviert. Dort lagern Fragmente deutscher Grabsteine: Karl Nachtigall, gestorben 1914, August Graap, gestorben 1919, Ernst Kraft, gestorben 1928, August Rauss, gestorben 1939.

Bei Kriegsende waren die meisten Deutschen aus Ostpreußen geflohen. Ihre Friedhöfe verfielen, Mausoleen und Gruften wurden zerstört, Gräber verwüstet, Grabsteine gestohlen. Als Cezary Korenc sein Gut bezog, sei er schockiert darüber gewesen, dass die deutsche Vergangenheit fast vollständig aus der kollektiven Erinnerung getilgt war. „Der alte deutsche Friedhof wurde von den Menschen hier aus der Gegend zerstört und geschändet. Irgendwann begannen sie, das zu bereuen und wollten etwas gegen den Zerfall unternehmen." Inzwischen hat sein Verein Dutzende Friedhöfe in der Umgebung vor der Verwitterung gerettet.

Denn Deutsche und Polen seien Nachbarn, die viel mehr verbinde als ein schrecklicher Krieg. „Wer seine Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen", meint Korenc. So ist die Arbeit seines Vereins auch der Versuch, alte Wunden zu heilen. „Ich habe damit begonnen, weil ich etwas über die Menschen, die hier lebten, und ihre Geschichten erfahren wollte", sagt er.

Cezary Korenc möchte meiner Mutter zeigen, wo alles begann. Ein paar hundert Meter von seinem Gutshaus entfernt, am Ende eines mit Gras überwucherten Feldweges, liegt in einem Waldstück der alte Friedhof von Groß Blaustein. Zwei Dutzend gepflegte Gräber auf denen Blumen liegen und Grablichter brennen. „Als wir 2011 hierherkamen, war alles mit Büschen und Bäumen überwuchert. Das mussten wir erst einmal beseitigen, um überhaupt an den Friedhof heranzukommen. Und dann haben wir die Gräber, die noch da waren, gehoben", erzählt Korenc und begrüßt eine blonde Frau, die vor dem Grab der Familie Bogdahn Unkraut zupft.

Sie stellt sich als Sylwia Szapiel vor und erzählt, was dieser Friedhof für sie bedeutet. „Zuerst dachte ich, dass nur meine Großmutter hier liegt. Erst durch Czarey erfuhr ich, dass mein Urgroßvater und mein Ururgroßvater ebenfalls hier beerdigt sind. Für mich ist das so, als

hätte Czarey mir einen Teil meiner Familie wiedergegeben." Seitdem arbeitet die Deutschpolin ehrenamtlich für Cezary Korenc' Verein.

Ich hatte diesen Teil der Reise für meine Mutter als Verschnaufpause vorgesehen. Ein interessanter Ausflug in die deutsch-polnische Geschichte, bevor wir den Rest der Fluchtroute bereisen würden. Denn da kommt noch so einiges auf sie zu, dachte ich: das Frische Haff, über das sie sie im Januar 1945 bei Tieffliegerbeschuss geflohen ist, die Wälder der Nehrung, das KZ Stutthof.

Doch auf diesem Friedhof beginnt erstmals die über sieben Jahrzehnte aufgebaute emotionale Mauer meiner Mutter zu bröckeln. Während Sylwia Szapiel das Grab ihrer Familie pflegt, führt Cezary Korenc meine Mutter an einen Gedenkstein. „An die nach dem Einmarsch der Roten Armee im Januar 1945 umgekommenen oder vermissten Einwohner der Gemeinde Blaustein", liest sie laut vor. Dann folgen 57 deutsche Namen, darunter die von acht Kindern.

Die Inschrift, die Namen machen die Schrecken der Vergangenheit plötzlich lebendig und greifbar. Es erinnert meine Mutter daran, wie knapp sie davongekommen sind. „Knapper ging es nicht. Im Grunde handelte es sich nur um einen Tag. Dann wären unsere Namen vielleicht auch auf so einem Stein gestanden." In den Wochen vor Kriegsende kam es überall in Ostpreußen zu Vergeltungen für die Verbrechen von Wehrmacht, Gestapo und SS.

„Guck mal. Die ganzen Namen hier. Das sind ganze Familien, die ausgelöscht sind. Und das ist nur hier in der Gemeinde Blaustein. So ist das überall gewesen." Sie blickt lange auf den Gedenkstein, liest stumm die Namen. „Wir haben das zwar immer gewusst, dass das passiert ist, aber wenn du das vor der Nase siehst, die Namen und die Daten. Es sind gar keine bestimmten Gefühle. Es ist das gesamte Grausen, das damals gewesen ist," sagt sie, wendet mir den Rücken zu und weint leise in ein Taschentuch.

Der Besuch dieses Friedhofs war ein kathartisches Erlebnis. Dankbar verabschieden wir uns von Cezary Korenc und fahren über Danzig bis nach Stutthof, wo Ostsee, Nehrung und Haff aufeinandertreffen. Hier kamen meine Oma und Mutter im Februar 1945 nach drei Wochen Flucht an.

In Stutthof steht das gleichnamige Konzentrationslager. Bis zur Evakuierung am 25. Januar 1945 waren hier 110.000 Menschen inhaftiert. Meine Mutter erinnert sich, dass sie auf der Flucht an dem Lager vorbeikamen, und an die Toten. „Rechts hing einer, links lag einer mit Genickschuss." Jüdische Häftlinge waren längst ermordet oder befanden sich auf Todesmärschen. Stattdessen wurden in den Wirren der letzten Kriegswochen deutsche Flüchtlinge aus Ostpreußen in den Häftlingsbarracken und Backsteinhäusern der Kommandantur einquartiert.

In einem Konzentrationslager war meine Mutter nie zuvor gewesen. Als Kriegskind gehört sie jener Generation an, die sich nie wirklich mit ihrer Geschichte, aber auch nicht mit den Verbrechen der Nazis auseinandergesetzt hat. Die „vergessene Generation" fiel durch die Ritzen der Erinnerung. Zu jung, um für Verbrechen der Elterngeneration verantwortlich zu sein. Zu alt, um die Eltern zur Rechenschaft zu ziehen, wie das die 68er taten. In den Nachkriegsjahren waren Kinder wie meine Mutter damit beschäftigt, etwas aufzubauen, dem Elend zu entkommen. Den Rest ihres Lebens waren sie in Sorge, dass ihnen das Erreichte entrissen werden könnte. „Wenn Krieg ist und man alles verliert, dann geht es nur darum, langsam, aber sicher wieder zu vernünftigen Bedingungen zu leben ", sagt sie.

Aber als ich sie frage, ob sie mit mir gemeinsam das KZ Stutthof besucht, sagt sie sofort zu.

„Guten Tag", begrüßt Ewa Malinowska, die Kuratorin des Lagers, meine Mutter auf Deutsch. Das holzgetäfelte Zimmer, in dem wir sitzen, war einst das Büro des SS-Lagerkommandanten Paul Werner Hoppe. Die 42-jährige Philologin ist eine kluge und herzliche Frau, die auf einen arbeitsfreien Sonntag verzichtet, um meine Mutter durch das Lager zu führen. Einige Wochen zuvor habe ich ihr geschrieben und von unserer gemeinsamen Reise erzählt. Sie war begeistert von der Idee und hat uns sofort eingeladen. „Das ist unsere Geschichte, polnische und deutsche, ob wir es wollen oder nicht. Es ist gut, wenn wir darüber zusammen reden wollen, wir sind Nachbarn in Europa", schrieb sie mir. Es ist ein heißer Julitag, die Luft im Zimmer ist stickig. Ewa Malinowska stellt gekühltes Wasser und Schokorosinen auf den Tisch.

Meine Mutter zeigt sogleich Familienfotos, liest aus dem Brief der Oma vor, teilt ihre Erinnerungen eines deutschen Flüchtlingskindes mit. Sie hat ihre Geschichte in

den vergangenen Tagen so oft erzählt, dass sie sich automatisch wiederholt, wenn sie neue Bekanntschaften macht. Diesmal vergisst sie, dass wir uns an einem Ort befinden, an dem Deutsche hunderttausendfache Verbrechen verübt haben. Ewa Malinowska hört höflich und aufmerksam zu. „Ja, furchtbar, furchtbar, die ganze Geschichte, naja. Aber seit Jahren machen wir gemeinsam eine neue Geschichte. Eine bessere Geschichte. Die Geschichte zwischen Polen und Deutschland beruht auf Gegenseitigkeit“, sagt sie und schlägt vor, das Lager zu besichtigen.

Anders als nach Auschwitz verirren sich nur wenige Besucher nach Stutthof. Es ist ein eher unbekanntes Konzentrationslager. Doch hier wurden zwischen 1939 und 1945 mehr als 65.000 Menschen durch Giftspritzen ermordet, per Genickschuss getötet, mit Zyklon B vergast oder bei medizinischen Versuchen umgebracht. Ewa Malinowska führt uns durch die Baracken, in denen Habseligkeiten von Häftlingen ausgestellt sind: Briefe, Kleidung, Zeichnungen, Schuhe. Vor einem Holzpfeiler bleibt meine Mutter stehen, Häftlinge haben hier Inschriften hinterlassen; in Holz geritzte Namen und Daten. Wir laufen an Güterwaggons vorbei, in denen Menschen vergast wurden, und vorbei an den Öfen, in denen die Leichname anschließend verbrannt wurden.

Während Ewa Malinowska erklärt, beobachte ich meine Mutter. Ein seltsamer Ausdruck liegt auf ihrem Gesicht. Es ist nicht nur die Hitze, die ihr zu schaffen macht. Sie kennt den Holocaust aus Dokumentationen und Büchern. Aber nie war sie dem Schrecken so nahe. Tagelang hat sie sich nur mit ihrer eigenen Geschichte beschäftigt, die sie so lange verschlossen hielt. Jetzt ist sie plötzlich mit Schicksalen von Menschen konfrontiert, die mehr erlitten haben. Hat sie das Gefühl, dass sich diese Biografien über ihre eigene schieben, dass der Schrecken ihren eigenen relativiert, abschwächt?

Es ist unser letzter Tag in Polen. Nur ein paar Minuten vom Konzentrationslager entfernt liegen Ostsee, Nehrung und Haff. Wir spazieren über sandige Waldwege an die Ostsee. Im Winter 1945 gingen meine Mutter und Oma in einem kilometerlangen Zug aus Zivilisten, Verwundeten und Soldaten unter Beschuss durch diesen verschneiten Waldstreifen. Viele Flüchtlinge starben unterwegs an Entkräftung oder erfroren. Auch diese Erinnerungen sind im Brief meiner Großmutter festgehalten: „Gewaschen wurde sich mit Schnee. Augen, Nase, Gesicht und Zähne wurden auch mit Schnee geputzt. Die Nächte verbrachten wir in Bauernscheunen, wo wir auch Milch für

die Kinder bekamen. Dann konnte ja auch mal ein Angriff erfolgen. Man musste immer abmarschbereit sein."

In diesem Wald mit all seinen dunklen Erinnerungen endet die Reise meiner Mutter. Ihre Flucht ging damals noch wochenlang weiter, bis sie schließlich Pinneberg in Schleswig-Holstein erreichten.

Sie setzt sich auf den mit Preiselbeeren bewachsenen Waldboden. Vor ihr sonnen sich Hunderte am Ostseestrand, planschen, essen Eis oder Waffeln. „Das ist schon sehr beklemmend und eigenartig, wieder hier zu sein", sagt meine Mutter. „Heute ist das ein Erholungsgebiet. Wer weiß denn noch, was sich hier mal abgespielt hat, welche Tragödien."

Zurück in Deutschland erzählt sie mir, dass es sich gelohnt habe, gemeinsam mit mir, ihrem Sohn, Antworten auf Fragen zu finden, die so alt sind wie ein Menschenleben. Es sei ein Geschenk gewesen, dies in ihrem Alter noch zu erfahren.

Eine Heimkehr war diese Reise jedoch nicht, schreibt sie später. Aber sie muss jetzt nicht mehr in den alten Erinnerungen graben und sich fragen: Woher komme ich? Was ist geblieben? Unsere Reise habe dazu geführt, dass sie damit abgeschlossen habe.

Die Bilder im Kopf werden bleiben.

A
l
i
q
u
a
m

l
o
r
e
m

a
n
t

Der doppelte Anton

Die zwei jungen Männer haben vieles gemeinsam: den Vornamen, das Geburtsjahr, die Herkunft. Beide leben in Hamburg. Sie kennen sich kaum, als sie sich eines Tages in einem Wald treffen. Und plötzlich ist der eine tot.

Von Félice Gritti, ZEIT Verbrechen, 25.08.2020

Am Tag, als Anton auf Anton traf, ging er zu seiner Mutter und sagte, er kenne einen merkwürdigen jungen Mann. Es war ein Sonntagnachmittag, das letzte Wochenende der Sommerferien, und die Mutter saß an der Nähmaschine. Am Morgen hatte sie auf dem Fischmarkt Hering gekauft, denn ihr Sohn hatte Lust auf Fisch gehabt. Anton war erst mittags aufgestanden, er hatte aufgegessen. Anton sagte, der merkwürdige junge Mann glaube, in jedem Menschen lebe Gott. Der junge Mann habe viele Drogen ausprobiert. Die Mutter sagte: Könnte man auf die Idee nicht auch ohne Drogen kommen? Anton duschte, die Mutter flocht ihm einen Zopf. Gegen 18 Uhr schlüpfte er in verschlissene Turnschuhe.

Die Mutter, versunken in die Arbeit, sah ihn nicht, aber sie hörte:

Er gehe jetzt, rief er von der Tür.

Wohin?, fragte sie.

Nach Volksdorf.

Was er da mache?

Wisse er noch nicht.

Wann er wiederkomme?

Es werde etwas später.

Die Mutter nähte weiter, und ihr Anton machte sich auf den Weg. In den Hamburger Norden, nach Volksdorf, in einen Wald. Den merkwürdigen jungen Mann treffen, der ebenfalls Anton hieß. So wie er selbst.

In dieser Geschichte gibt es offene Fragen. Über den einen Anton weiß man viel, über den anderen wenig. Beide waren, auf ihre Weise, anders als die anderen. Aber das ist noch keine Erklärung für das, was geschah. Warum der eine Anton den anderen Anton tötete.

Man kann die Mutter heute fragen, wie sie die Tage erinnert, die auf jenen 23. August 2009 folgten. Sie erzählt dann von den Katzen, die durch die Straßen ihrer alten Heimat streunen. Es seien zu viele, und wenn sie Junge kriegten, würden ihnen die von den Menschen genommen. Man setze sie aus oder ertränke sie. Die Katzenmütter streiften dann umher, ohne Ruhe, schnupperten in allen Ecken, immer wieder, sie suchten ihre Kinder, hörten nicht auf. Sie sagt, in den Tagen danach sei sie durch die Wohnung geirrt, von einem Zimmer ins nächste. Manchmal hörten die Nachbarn sie schreien. Anton!, schrie sie. Wo bist du?

Sie brachte ihn zur Welt am 31. Dezember 1989 in Witebsk, einer heutigen Bezirkshauptstadt im Norden Weißrusslands. Manchmal kletterte er aus dem Gitterbett. Einmal schlug er sich dabei die Wange auf, und wenn er fortan lachte, sprang der eine Mundwinkel höher als der andere. Er lachte viel, und alle lachten mit. Sein liebstes Bilderbuch: die Geschichte einer Katze, die anders ist als die anderen. Anton wuchs auf mit einem zwei Jahre älteren Bruder, die Familie lebte mit den Großeltern zusammen. Drei Zimmer, drei Generationen.

1994 wanderten sie aus nach Deutschland. Alles so bunt, dachte die Mutter. In Nürnberg sah sie eine Frau weinen. Wie kann man hier nur weinen? Nach anderthalb Jahren in Bayern gingen sie nach Hamburg und fanden bald eine Wohnung im Grindelviertel, nahe der Universität. Am Tag von Antons Einschulung fiel warmer

Regen, der Junge strahlte. Klassenclown, gut in Mathe. In der vierten Klasse schenkte er einem Mädchen zum ersten Mal Blumen.

Auch der andere Anton, dieser merkwürdige junge Mann, kam 1989 zur Welt, auch er in der damaligen Sowjetunion, in Kremjonki, einer russischen Kleinstadt hundert Kilometer südlich von Moskau. Auch er wuchs auf mit einem älteren Bruder. Auch er kam als Kind nach Deutschland, da war er vier. Sein Vater blieb in Russland zurück und starb. Viel mehr ist über die frühen Jahre dieses Anton nicht bekannt.

Man weiß nicht, was für ein Kind er war, ob er glücklich war. Man weiß nicht, ob sich schon andeutete, was später hervorbrach. Es gibt einen Grund dafür, dass man so leicht niemanden findet, der einem diese Dinge verrät. Anton ist krank. Er sitzt noch heute in einer geschlossenen Psychiatrie.

Die Mutter des Toten sagt, in den Monaten danach wollte sie den lebenden Anton umbringen. Dann habe sie ihn verbannt aus ihrem Kopf. Sie sagt: Schuldunfähigkeit, das sei für sie bloß ein bürokratischer Ausdruck. Er dürfe nicht auf Vergebung hoffen.

Als Anton, ihr Anton, älter wurde, wurde das Lachen weniger. Er schämte sich für den hohen Mundwinkel. Manchmal veränderte er Bilder von sich am Computer. Er saß oft am Computer, sagt die Mutter, und er fotografierte viel. Als er 15 Jahre alt war, trennten sich die Eltern, der Vater ging zurück nach Weißrussland.

Anton besuchte ein Gymnasium in Hamburg-Eppendorf. Einmal erzählte er seiner Mutter, wie zwei Mädchen sich über eine Handtasche unterhalten hätten, die 700 Euro kostete. In einem Zeugnis stand: "Seinen Halt in der Klassengemeinschaft hat er noch nicht vollständig gefunden." Die neunte Klasse musste er wiederholen. Er chattete viel im Internet. Zu Hause baute er sich ein Hochbett, das man nur per

Klimmzug erreichte, eine Leiter gab es nicht. In den Ferien fuhr er durch Deutschland, besuchte Menschen aus den Chatrooms, Erfurt, Münster, Berlin, Köln. Einmal schrieb er einem Mädchen, es gibt ein Chatprotokoll davon: "schule hat mich kaputt gemacht... ich durfte nicht so sein wie ich war".

Als er für ein Jahr nach Neuseeland wollte, sagte die Mutter: Das geht nicht, 3000 Euro haben wir nicht. Er sagte: okay. Als er an eine andere Schule wechseln wollte, sagte deren Rektorin: Das geht nicht, die Noten reichen nicht. Er sagte: okay. Er akzeptierte, sagt die Mutter, aber er gab nie auf. Wenn nicht jetzt, dann eben später.

Auch der andere Anton besuchte ein Hamburger Gymnasium, auch er wiederholte eine Klasse. Auch seine Eltern trennten sich. Einmal, so erzählte es ein Freund später der Polizei, wurde er Hamburger Meister im Kickboxen. Er machte Kampfsport, bis er 17 Jahre alt war. Vielleicht hinterließ der Sport eine Lücke. Wer weiß?

Fest steht: Viele Personen, die später über den kranken Anton aussagten, hatten ihn erst nach seiner Zeit als Sportler kennengelernt. Sie alle berichteten von Drogen, von Cannabis, von LSD. Sie beschrieben ihn als Menschen, der auf andere zuging, ohne Scheu. Hilfsbereit, nachdenklich, ruhig. Viele hätten ihn flüchtig gekannt. Mal Schanzenviertel, mal Stadtpark. Hatte er Tabak, habe er geteilt. Hatte er keinen, habe er geschnorrt. Er sei der friedlichste Mensch gewesen, wenn er Drogen nahm. Bloß habe er zu ernst genommen, was er dann zu sehen glaubte. Er sei halt anders gewesen. Habe anders geredet, anders gedacht als die meisten. Er habe viel über Erleuchtung gesprochen. Auch über den Tod. Und über Gott.

Nach ein paar Tagen rief man Antons Mutter in die Rechtsmedizin zur Leiche ihres Sohnes. Sie sagt, da sei Freude gewesen. Ihn wiedersehen, endlich. Sie sah, dass man ihn aufgeschnitten hatte, berührte seine Haare, sein Gesicht und sagte auf Russisch: Was haben sie mit dir gemacht?

Sie sagt, sie habe sich gefühlt, als sei sie hinausgeschleudert worden in eine Wüste, allein mit ihrem großen Schmerz. Ohne Trost und ohne Antwort. Was half: Sie wurde gebraucht. Von ihrem zweiten Sohn. Von ihrem neuen Mann. Und von dem Ungeborenen, das seit drei Monaten in ihrem Bauch lebte. Und doch, sagt sie: Eigentlich möchte man nur hinterhersterben.

Im Jahr 2007 hatte ihr Anton ein Mädchen in einem sozialen Netzwerk für Punks angeschrieben. Sie war in seinem Alter und verbrachte ein Auslandsjahr in Osteuropa. Die beiden tauschten sich über russische Literatur aus, über das Leben. Im Sommer 2008 kehrte sie zurück nach Hamburg, die beiden sahen sich erstmals, spazierten durchs Schanzenviertel. Heute sagt die junge Frau: Manchen sehe man an der Nasenspitze an, dass sie Außenseiter sind. Anton habe Belanglosigkeiten verachtet. Die beiden wurden gute Freunde, vielleicht sogar beste. Sie nannte ihn Antu.

Sie trafen sich zu zweit und verbrachten ganze Tage miteinander. Er fragte sie, wie er besser bei Mädchen ankomme. Sie redeten über Politik, Philosophie, Psychologie. Über Osteuropa, über Herkunft. Er habe nie fremde Meinungen nachgeplappert, sagt sie. Immer eigene Ansichten. Manchmal redeten sie gar nichts, man konnte gut mit ihm schweigen.

Die Freundin glaubt, er habe Menschen gesucht, die ihn akzeptierten, wie er war. Er fand sie am Rathausmarkt, wo sich jeden Freitag die Punks trafen. Am liebsten sprach er mit Einzelnen. Die meisten Punks, sagt die Freundin, tranken bei den Treffs. Anton nie. Die meisten Punks waren unpolitisch oder anarchistisch. Anton trat in die Sozialistische Deutsche Arbeiterjugend ein. Die meisten Punks sahen aus wie Punks. Anton nicht. Seine Mutter sagt, dass er früh gewusst habe, was er anziehen möchte. Mal kleidete er sich ganz in Weiß, mal ganz in Schwarz. Ganz oder gar nicht.

Die Freundin sagt, sie habe Anton bewundert. Eine Zeit lang spielten sie gemeinsam in einer Band. Wenn sie probten, sang er in den Pausen russische Lieder und brachte der Schlagzeugerin Purzelbäume bei. Die Freundin sagt, er habe sein Ding durchgezogen, immer. Er habe gewusst, dass er damit nicht überall ankommt. Manchmal habe es ihn belastet, wie andere auf ihn blickten. Geändert habe er sich aber nie. Und immer sei er offen geblieben. Er habe sich für Menschen interessiert. Unverdrossen. Vielleicht wurde ihm das zum Verhängnis, aber wer weiß?

Die Freundin sagt, das mit den Mädchen habe ihn beschäftigt. Wenn Anton sich verliebte, dann unglücklich. Einmal, als er litt, sagte die Mutter ihm: Du bist doch noch so jung. Das war Anfang 2009. Er sagte: lieber jetzt als irgendwann. Später las die Mutter in seinem Tagebuch. Dort stand, er hoffe, dass der Schmerz vorübergehe. Dass er schnell erwachsen werde. Die Freundin sagt, er hatte eine Schwere in sich. Und eine Tiefe. Im Frühjahr 2009 fehlte Anton jeder Antrieb, im April 2009 suchte er Hilfe. Ein Psychotherapeut diagnostizierte eine leichte Depression.

Zur selben Zeit besuchte der andere Anton, der spätere Täter, eine Party in Norderstedt vor den Grenzen Hamburgs, wie ein Freund von ihm später aussagte. Er besuchte offenbar häufig Partys, ging in den Kaiserkeller auf der Großen Freiheit, in die Rote Flora im Schanzenviertel. In Norderstedt, so der Freund, habe er Drogen genommen. Dann sei er in einen See gerannt. Anderthalb Stunden habe er im Wasser gestanden und gesagt, er wolle sich umbringen. Dann habe er gesagt, er schaffe es nicht. Er müsse noch was erledigen.

Noch vor Antons Beerdigung besuchte seine Mutter eine Selbsthilfegruppe für verwaiste Eltern. Sie erzählte von ihrem Sohn. Eine Frau sagte: ein wunderbarer Junge, und die Mutter dachte: ja. Danach fing sie eine Therapie an. Sie sagt, am Anfang habe sie eigentlich nur geweint. Im Winter, kurz vor Antons Geburtstag, sprach sie mit einer Frau vom Weißen Ring. Die fragte, ob sie zu Antons Geburtstag nicht sein Zimmer aufräumen wolle. Die Mutter fragte: aufräumen? Das sind doch

seine Sachen. Bis zur Geburt ihrer Tochter ging sie fast jeden Tag auf den Friedhof und sang am Grab ihres Sohnes Wiegenlieder. Es dauerte drei Jahre, bis jemand sagte: Oh, du kannst wieder lachen.

Wann Anton und Anton sich kennenlernten, ist nicht rekonstruierbar. Vielleicht am 21. Mai 2009. Tags darauf schrieb Anton, der Wunderbare, in sein Tagebuch:

"Die letzte Nacht war ich mit Daniels Bekannten Anton zum Kaiserkeller. Letzteres eine Premiere. Er hat mir von Gleichwertigkeit der Menschen als Ebenbild Gottes erzählt und zur Hingabe zur Musik aufgerufen. Am besten tanzt man, wenn man die Musik durch einen durchfließen lässt. Heute spreche ich ihn an, wie es wohl wäre, wenn er verliebt wäre. Er sei immer verliebt. Anstatt in Gleichgültigkeit zu verfallen, sollte man Angst und Sehnsucht überwinden, um von der Liebe zu profitieren und zu lernen."

Die Freundin sagt, im Sommer 2009 habe sich Antons Stimmung gebessert. Sie seien spazieren gegangen, hätten auf seinem Dach gesessen und auf die Stadt geschaut. Er habe mehr über seine Gefühle gesprochen. Anton habe von seiner Großmutter in der Ukraine erzählt. Dort könne er abschalten. Sie hätten beschlossen, gemeinsam hinzufahren. Sie sagt, im Herbst hätte es losgehen sollen.

Im Juli 2009 fuhr der spätere Täter mit Freunden auf ein Festival in Brandenburg. Er nahm psychedelische Pilze und LSD. Danach sagte er zu seinen Freunden, er sei erleuchtet. Er sagte, er werde kein LSD mehr nehmen. Zwei Wochen später nahm er es dann wohl doch wieder. Wieder auf einem Festival, wieder in Brandenburg.

An diesem letzten Wochenende im Juli 2009 zeigte sich zum ersten Mal, was in ihm schlummerte. Danach hätte man noch verhindern können, dass es sich ein zweites Mal zeigt. Es kam anders.

Am Ende des Festivals, so die polizeilichen Ermittlungen, ging Anton zu einem nahe gelegenen See. Er traf einen Bekannten. Er bot ihm an, ihn zu massieren. Der Bekannte dachte sich nichts dabei und legte sich auf den Boden. Anton knetete Nacken und Kreuz, plötzlich sagte er: Ich töte dich! Und schlug mit einer Metallstange von hinten auf den Kopf des Liegenden ein, die Haut platzte, Anton prügelte weiter. Der Mann rief um Hilfe, rappelte sich hoch, Anton rannte hinter ihm her, schlug weiter auf ihn ein. Erst als eine Frau mit Kind auftauchte, ließ er ab. Der Attackierte kam ins Krankenhaus: Schädel-Hirn-Trauma ersten Grades, Platzwunde am Kopf, Bruch des kleinen Fingers, Prellmarken und Blutergüsse am Oberkörper. Anton, der Angreifer, fuhr zurück nach Hamburg.

Sein Opfer suchte noch im Krankenbett in Brandenburg Kontakt zur Polizei. Er teilte einem Ermittler Antons Namen mit. Der Beamte ermittelte dessen Meldeanschrift in Hamburg. Der Verletzte im Krankenhaus fand die Telefonnummer von Antons Familie heraus. Er rief an, man sagte ihm, Anton sei seit einer Woche nicht nach Hause gekommen. Auch das teilte er der Polizei mit. Bald darauf meldete Anton sich persönlich bei dem Verprügelten, offenbar per Skype. Er schrieb, er wolle sich mit ihm treffen und von ihm "gerichtet" werden, wie der Anwalt des Opfers es später darlegte. Er schrieb demnach auch: "Ich bin verrückt!" Am 7. August 2009 sandte der Mann, den Anton beinahe getötet hätte, eine E-Mail an die brandenburgische Polizei:

"Anton hat sich wie gesagt per Skype gemeldet. Würden Sie ihn dann jetzt festnehmen? Nicht, dass er sich und anderen noch mehr antut. Er braucht dringend Hilfe! Er gesteht hier auch seine Tat ganz eindeutig! Er scheint zuhause zu sein in Hamburg, die Nummer haben Sie [...]. Es ist mir unverständlich, dass er immer noch frei umherläuft!"

Die zuständige Staatsanwaltschaft in Neuruppin gab das Verfahren an ihre Hamburger Kollegen ab, versehen mit dem Vermerk: "Eilt sehr!!!" Der Vorgang traf am 12. August in Hamburg ein. Die Staatsanwaltschaft lehnte die Verfahrensübernahme ab. Wie sich später herausstellte, betrachtete der zuständige Staatsanwalt die Hinweise auf Antons Aufenthaltsort als nicht ausreichend. Zudem nahm er eine Tatortzuständigkeit an. Bei einer Gerichtsverhandlung, so die Argumentation, hätte man vor allem Zeugen aus Brandenburg hören müssen, auch ein Ortstermin am Tatort wäre ja in Betracht gekommen. Die Akte wanderte nach Neuruppin zurück. Behördenirrsinn. Anton, der Durchgeknallte, blieb unbehelligt.

Die Mutter des anderen Anton ging lange zur Selbsthilfegruppe. Im Dezember 2015, mehr als sechs Jahre nach seinem Tod, fuhr sie mit den anderen Eltern für ein paar Tage in eine niedersächsische Kleinstadt. Intensive Trauerarbeit, sagt sie. Jeder sollte einen Brief an sein verlorenes Kind schreiben. Die Mutter schrieb auf Russisch:

"Mein lieber Antoscha, wenn ich an Dich denke, ist mir schlecht. Du bist nicht mit uns. Wo bist Du, wie geht es Dir? Kannst Du uns mal besuchen, für eine Minute? [...] Die Kleine wird nächstes Jahr eingeschult. Und Dein Bruder hat schon die Uni abgeschlossen. Ich will Dich so sehr umarmen. Erinnerst Du Dich? Einmal gingen wir mit Dir zu einem Buchladen, und auf dem Weg sahst Du ein orangefarbenes Tuch für mich. [...] Wenn ich an Dich denke, dann geht es mir gut. [...] Wer hat sich diese Qual ausgedacht? Eine Deiner Bekannten hat geschrieben, dass Du Dich oft einsam gefühlt hast. Es tut mir leid, dass Dir das passiert ist. Ich will, dass Du mit uns bist. Die Kleine weiß von Dir und will Deine Augen sehen. Wenn Du nicht zurückkommen kannst, dann komm in den Träumen zu mir. Mein lieber Sohn. Ich danke Dir, dass Du mit mir warst."

Am letzten Wochenende seines Lebens wollte Anton, ihr Sohn, in ein Zeltlager fahren. Der Bus ging am Freitag. Die Mutter sagt, auch wenn er etwas einkaufen

wollte, ging er immer erst fünf Minuten vor Ladenschluss los. Anton verpasste den Bus. Die Mutter bot an, ihn zu fahren. Nicht nötig, sagte er. Noch lange dachte sie: Hätte ich doch bloß!

Am Samstag schrieb er der Freundin, die ihn Antu nannte: Er habe den Bus verpasst, ob sie sich am Sonntag treffen wollten? Sie schrieb, sie sitze im Zug nach Berlin. Noch lange dachte sie: Wäre ich doch bloß nicht!

Am Samstagabend ging Anton auf ein Festival in Norderstedt, alleine. Im Bus traf er eine Bekannte, auch sie sagte später bei der Polizei aus. Sie verbrachten den Abend gemeinsam, Anton sprach von seiner Kurzsichtigkeit und einer unglücklichen Liebe. Später fuhren sie auf die Reeperbahn. Zigarettenrauchen vor McDonald's, Nikotinflash. Die Bekannte sagte aus, Anton habe fröhlich gewirkt.

Tags darauf, am 23. August 2009, stand Anton mittags auf. Die Mutter hatte den Hering gebraten. Um kurz nach 18 Uhr nahm er die U-Bahn in Richtung Volksdorf.

Im August 2009, in den Wochen nach dem Festival, nach seiner ersten Tat, hatte sich der andere Anton verändert. Seine Freunde sahen ihn eine Weile nicht. Als er wieder auftauchte, sagte er ihnen, er habe Angst gehabt, dass alle Angst vor ihm hätten. Die Freunde gaben später an, er sei von sich und seiner Tat erschüttert gewesen. Er habe sich geschämt. Er habe es sich nicht verzeihen können. Doch er habe das Gefühl gehabt, es tun zu müssen. Er kam den Freunden unsicher vor, verwirrt. Der Polizei sagten sie, er habe ihnen erzählt, dass er tagelang im Wald gewesen sei. Dass er meditiert habe. Dass er bei einer Hündin gewesen sei. Und in einem Knusperhäuschen. Dass jemand ihn aufgenommen habe. Dass er dort viel Essen bekommen habe. Dass er dann geflohen sei, damit man ihn nicht mäste und verspeise. Dass er in ein Kloster gehen wolle. Sich reinigen lassen. Dass er diesen Weg allein gehen müsse.

Es lässt sich nicht sagen, wie es damals in Antons Kopf aussah. Vermutlich war da eine Welt, in der ihn niemand verstand. Die einsame Welt eines Wahnsinnigen.

Ein Freund sagte aus, er habe Anton geraten, zum Psychologen zu gehen. Offenbar tat er das nicht. Am Nachmittag des 23. August 2009 machte auch er sich auf den Weg nach Volksdorf, in den Wald.

Man weiß nicht, warum Anton und Anton sich an jenem Abend trafen. Man weiß nicht, was die beiden verband. Vielleicht war es das: Sie waren beide anders. Sie waren beide, jeder auf seine Weise, manchmal einsam. Vielleicht war es auch etwas ganz anderes. Wer weiß?

Gewiss ist: Sie verbrachten an jenem Abend, in jenem Wald Zeit miteinander. Sie machten Fotos von sich. Dann verloren sie die Kamera und suchten nach ihr. Sie fragten ein joggendes Paar, ob sie einen Fotoapparat gesehen hätten. Sie wirkten vertraut auf das Paar, wie zwei Freunde.

Um 20.06 Uhr klingelte bei der Mutter im Grindelviertel das Telefon.

Ihr Sohn sagte: Mama, ich sterbe.

Die Mutter sagte: Toscha, was ist los?

Ich habe die Fotokamera verloren.

Gott, hast du mich erschreckt! Das ist doch unwichtig.

Aber zum wievielten Mal schon?

Zum Teufel mit der Kamera. Bitte, komm nach Hause.

Mama, der Kumpel mit mir kennt dieses Mädchen und liebt sie auch. Meine Welt bricht zusammen.

Toscha, wenn das Mädchen dich nicht braucht, gibt es immer andere Menschen, die dich brauchen. Bitte, komm zurück.

Wir werden hier noch weitersuchen.

Toscha, bitte komm zurück. Ich habe dich sehr lieb.

Gut.

Dann legte er auf. Die Mutter glaubte nicht, dass ihr Sohn sterben werde. Er habe das anders gemeint: wie wenn man nicht mehr weiterweiß. Anton und sein Bruder hatten schon viele Kameras verloren. Auch wusste die Mutter nicht, von welchem Mädchen ihr Sohn da redete.

Nach dem Anruf war es aus mit der Ruhe der Mutter. Sie wählte Antons Nummer. Er nahm nicht mehr ab. Sie wartete. Er rief nicht zurück. Er hatte immer zurückgerufen. Sie dachte, es wird schon nichts sein. Sie rief wieder an. Wieder nahm er nicht ab, wieder rief er nicht zurück. Sie sagt, sie habe ihre Kinder so erzogen: Ihr könnt machen, was ihr wollt. Sagt mir nur, wo ihr seid. Und wann ihr wiederkommt. Anton habe sich daran gehalten.

Wieder wählte sie seine Nummer. Dann schickte sie eine SMS: Ich mache mir Sorgen. Keine Antwort. Noch eine SMS: Ich gehe jetzt zur Polizei.

Um kurz nach halb zehn erschien die Mutter auf einem Polizeirevier. Suizidabsichten? Nein, sagte die Mutter. Anton sei volljährig, sagten die Polizisten. Er könne tun und lassen, was er wolle. Handyortung? Das gehe nicht wie im Kino. Die Mutter kehrte nach Hause zurück, wählte wieder Antons Nummer. Sie weinte. Sie rief ihren Partner an. Der sagte: Anton wird bald kommen. Die Mutter wartete bis halb eins, dann legte sie sich ins Bett und versuchte zu schlafen.

Wenige Stunden später klingelte es an der Tür. Im Einsatzvermerk der Polizei steht, die Mutter "schrie kurz auf und war im nächsten Moment doch wieder sichtlich ruhig". Sie sagt, sie habe es nicht geglaubt.

Um kurz nach vier Uhr früh kam der Seelsorger, um halb sechs die Mordkommission, um zehn Uhr die ersten Journalisten. Sie rief ihren zweiten Sohn an, der gerade in Berlin war. Sie sagt, erst als sie es aussprechen musste, habe sie geweint.

Zwei Tage nach Antons Tod traf sich Anton, der Täter, mit einer Freundin. Sie gingen in einem Naturschutzgebiet spazieren, unterhielten sich auf einer Wiese. Er sagte ihr, Gott habe zu ihm gesprochen. Es sei sein Schicksal, andere Menschen zu töten, um ihnen zu helfen. Sonst gehe die Welt unter. Er wolle Gutes tun. Auch sie wolle doch sterben. Dann setzte er sich auf sie und legte die Hände um ihren Hals. Sie wehrte sich nicht, schaute ihm in die Augen. Er begann zu zittern. Später sagte sie, sie habe gewusst, er könne es nicht. Nach ein paar Minuten ließ er von ihr ab. Er sagte, er werde sich wohl nie ans Töten gewöhnen. Er habe schon einen Menschen umgebracht. Vor zwei Tagen sei er dem Tod begegnet. Im Obduktionsbericht über den toten Anton heißt es später: "Ersticken durch Strangulation in Form von Würgen".

Die Freundin meldete alles der Polizei. Vier Tage nachdem er Anton getötet hatte, wurde Anton festgenommen. In einem Brief hatte er sich zuvor von seiner Mutter verabschiedet, für immer. Auf dem Weg ins Kommissariat fragte er einen Polizisten, ob es heute noch regne, denn es regne nur, wenn Menschenopfer gebracht würden. Gott bestrafe ihn, man solle ihn erschießen. Zu den Vorwürfen äußerte er sich nicht.

Der Prozess endete im Sommer darauf. Das Gericht erkannte auf Schuldunfähigkeit, der psychiatrische Sachverständige diagnostizierte eine paranoide Schizophrenie. Der Wahn habe sich erst schleichend ausgebildet, dann, im Sommer

2009, sprunghaft. Sonst sah der Gutachter kein Motiv. Weil das Gericht Anton für eine Gefahr für die Allgemeinheit hielt, kam er in eine geschlossene Anstalt.

Die Nebenkläger hatten Dienstaufsichtsbeschwerde bei der Hamburger Staatsanwaltschaft eingereicht, wegen all der Versäumnisse nach der ersten Tat in Brandenburg. Erfolglos. Die Vorgesetzte des besagten Staatsanwalts betrachtete dessen Vorgehen als "nicht zu beanstanden". Auf die Beschwerden bei Justizsenator und Bürgermeister kam nicht mal eine Antwort.

Antons Freundin vergießt noch heute einen Schluck von jedem Drink, ihm zu Ehren. Ihr wurde Antons Parfüm vermacht. Sie trägt es selten, und nur an schlechten Tagen, die doch noch gut werden sollen. Sie sagt, das beruhige sie.

Die Mutter sagt, sobald sie alleine sei, denke sie an Anton. Noch heute, elf Jahre danach. In Antons Zimmer wohnt nun seine zehnjährige Schwester, sein Hochbett ohne Leiter ist noch immer da, dieselbe Matratze, derselbe Bezug, ungenutzt. Den Todestag versucht die Mutter zu ignorieren, ohne es zu schaffen. Am Geburtstag fährt sie an sein Grab. In diesem Jahr wird sie 31 Kerzen anzünden.

Täter und Opfer

Dominic Ongwen war Kommandeur der grausamen Rebellengruppe LRA in Uganda. Nun steht er wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht in Den Haag. Doch Ongwen hatte sich der LRA nicht freiwillig angeschlossen, er war als Kind von ihr entführt worden. Seine Anwälte meinen, man könne ihn für seine Taten nicht verantwortlich machen. Haben sie recht?

Johannes Böhme, SZ-Magazin, 12.06.2020

Er starrt auf die Tischkante vor sich, hält die Hände im Schoß gefaltet, als würde er beten. Er sitzt weit vorgelehnt in seinem Stuhl, als die Londoner Psychiatrie-Professorin spricht. Er guckt sie lange Zeit nicht einmal an. Sie ist eine schmale, fast zerbrechlich wirkende Frau, dunkelblond. Ihr Englisch ist geschliffen. Fast jeden Satz, den sie sagt, könnte man so drucken.

Es ist der 19. März 2018, als die Professorin Gillian Mezey vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag im Prozess gegen Dominic Ongwen aussagt. Das Verfahren findet hoch oben im siebten Stock statt, wo man an sonnigen Tagen den vermeerblauen Himmel über Delft sieht.

Ongwen war Kommandeur der ugandischen Lord's Resistance Army, der LRA, einer der ältesten und grausamsten Rebellengruppen Afrikas. Mezey ist hier, weil in diesem Prozess wohl nichts wichtiger ist als die Frage, ob der Angeklagte schuldfähig ist. Ob jemand, der erlebt hat, was er erlebt hat, bei klarem Verstand sein kann. Ob ein ehemaliger Kindersoldat wirklich wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt werden sollte.

Ongwen sitzt eingequetscht zwischen zwei grimmig dreinschauenden Wachen. Seine Haut scheint heller geworden nach mehr als drei Jahren im Gefängnis in Scheveningen, einem Vorort von Den Haag. Er hat zugelegt. Trotzdem bleiben seine hohen Wangenknochen auffällig. Und jetzt hat er eine stattliche Zornesfalte zwischen den Augen, die immer tiefer wird, je länger Mezey spricht.

Die Psychiaterin glaubt nicht, dass er verrückt ist. Darauf aber basiert seine Verteidigung, denn die Beweise, die gegen ihn vorgetragen wurden, wiegen zu schwer. Seine Anwälte haben gesagt, er sei so schwer traumatisiert, dass man ihn als »geistig behindert« einstufen müsste. Ongwen sei noch ein Kind gewesen, als er zum ersten Mal töten musste. Professorin Mezey aber sieht kein Opfer, Ongwen habe »sich selbst und die Männer, die er befehligt, unter Kontrolle gehabt«. Drei Stunden lang spricht sie über den Geisteszustand des Mannes, der ihr gegenübersitzt. Sie kennt ihn aus den Gerichtsakten, ein persönliches Gespräch mit ihr hat er verweigert.

Ongwen hält das schließlich nicht mehr aus. Er steht plötzlich auf. Er drückt auf den Knopf, der sein Mikrofon einschaltet, verheddert sich in seinem Kopfhörer und reißt ihn vom Kopf. Man hat sich an sein monatelanges Schweigen so gewöhnt, dass man es kaum glauben kann, als er plötzlich spricht. Auf Acholi, seiner Muttersprache, sagt er: »Euer Ehren, ich möchte der Zeugin nicht länger zuhören. Ich danke Ihnen, Frau Zeugin. Sie sind diejenige, die redet. Aber waren Sie in der LRA?!«

Die letzten Worte schreit er. Die Wachleute links und rechts von ihm sind aufgesprungen und greifen nach seinen Armen. Seine Anwälte versuchen ihn zu beruhigen. Dann schließt sich der grüne Vorhang des Zuschauerraums. Man hört dumpfe Schreie durch das Glas. Und dann etwas, das klingt, als ob ein schwerer Gegenstand zu Boden geworfen wird.

Wer ist dieser Mann, dessen Leben in den Niederlanden verhandelt wird?

Wenn man in seiner Heimat, in Norduganda, nach denen sucht, die Dominic Ongwen gekannt haben, muss man oft stundenlang über Pisten aus roter Erde fahren, in Dörfer aus Lehmhütten. Die Dächer

sind mit Elefantengras bedeckt. Die meisten seiner ehemaligen Weggefährten tragen Narben, an Armen, Beinen, Brust, Hals, im Gesicht. Sie stammen von Kugeln, von Splittern, von Schlägen. Viele der Wunden sind schlecht verheilt. Einige dieser Menschen sind so stark versehrt, dass sie jeden Tag Schmerzen haben und sich kaum bewegen können. Der Krieg in Norduganda hat sich in diese Körper eingeschrieben. Menschen, die mehr als zehn Jahre lang in der LRA waren, trifft man selten. Die

meisten Kindersoldaten flohen nach weniger als einem Jahr. Im Schnitt blieben sie etwa neun Monate. Dominic Ongwen war 27 Jahre in der LRA. Er ist einzigartig unter Zehntausenden, eine statistische Anomalie.

Als Ongwen am 6. Januar 2015 in der Wildnis bei Obo in der Zentralafrikanischen Republik auftauchte, waren seine Kleider dreckig. Er trug eine Bibel und die Narben von elf Schussverletzungen. US-Spezialkräfte holten ihn ab. Was an dem Tag genau geschah, lässt sich rekonstruieren anhand der Gerichtsakten sowie der Angaben, die Ongwen Dritten gegenüber gemacht hat.

Die Soldaten machten dort Jagd auf Joseph Kony, den gefürchteten Anführer der LRA. Mit einem Hubschrauber sammelten sie den Mann ein, von dem sie nur wussten, dass er ein Überläufer war. Er offenbarte ihnen noch während des Fluges, wer er tatsächlich war: Dominic Ongwen, Brigadier der LRA, gesucht mit einem Haftbefehl des Internationalen Strafgerichtshofs. Der Haftbefehl gegen ihn war fast zehn Jahre alt. Niemand hatte damit gerechnet, dass er nach all den Jahren einfach so auftauchen würde.

In den Wochen vorher war die Beziehung zu seinem Boss Joseph Kony zerrissen. Kony hatte – so erzählen es Ongwen und mehrere Insider – seinen ehemaligen Lieblingsoffizier ins Gefängnis geschmissen und ihm mit Exekution gedroht. Mit der Hilfe von einem von Konys Leibwächtern sei er entkommen, sagte Ongwen. Er erzählte, dass er mehr als einen Monat lang allein umhergeirrt sei, bis er auf lokale Milizen getroffen sei, die ihn zu den Amerikanern gebracht hätten. Seine lange Odyssee, die 1987 oder 1988 angefangen hatte – ganz genau weiß man es nicht mehr – war am Ende. Als die LRA ihn entführte hatte, war er in der dritten Klasse gewesen.

Es ist ein kühler Morgen in Coorom, Norduganda, nur 25 Grad. In wenigen Tagen wird die Hitze kommen, die Trockenzeit, welche die Felder verdorrt, die Flüsse

austrocknet, das Grün versengt. Aber noch steht das Gras so hoch, dass erwachsene Männer und Frauen darin verschwinden können.

Die Lehmhütten tauchen plötzlich aus dem Grün auf, gleich hinter einem Feld mit Zuckerhirse. Dominic Ongwen wurde an diesem stillen Ort geboren. Sein Onkel und seine Tante leben noch hier, ebenso einer seiner Cousins, der sein Schicksal geteilt hat: Er wurde mit ihm zusammen entführt.

Es sind höfliche, zurückhaltende Menschen, die ihren Hof in Ordnung halten. Der Boden ist frisch gefegt. Ein Papaya-Baum steht in der Mitte. Sein Onkel, Odong Johnson, hat das gleiche, etwas kantige Gesicht wie sein Neffe. Ihm fehlen drei Zähne oben und vier unten. Mit 67 sieht er bereits aus wie ein Greis. Die Verwandten erzählen, sie seien gerade dabei gewesen, ein Begräbnis für Dominic zu organisieren, als sie erfahren hätten, dass er sich ergeben hatte. Sie hätten längst gedacht, er sei tot. Es habe bloß so lange gedauert, das Geld für die Beerdigung zu sparen.

Ongwen war der Stolz und die Hoffnung der Familie. Er war, sagen sie, der Beste in seiner Dorfschule mit mehr als 100 Kindern. Er sei wissbegierig gewesen, fleißig, zuverlässig. Er habe immer seine Pflichten erledigt: Wasser vom Fluss holen, einen halben Kilometer weit weg, die Ziegen anleinen am Abend, das Feuer entzünden für die Nacht. Er habe es geliebt, Fußball zu spielen und Flughunde zu jagen – große Fledermäuse, die er mit Fallen gefangen habe, versteckt in reifen Papayas.

Ongwens Vater, so schildert es die Familie, war Katechet, katholischer Laienpriester und Religionslehrer, ein tiefgläubiger, etwas schweigsamer Mann, der viel Wert auf Bildung legte. Zum Schlafen ging Ongwen oft zu seinem Großvater, der etwas abseits lebte, in einer Hütte, umgeben von Mango-, Bananen- und Orangenbäumen. Abends am Feuer erzählte er den Älteren Witze und Rätsel, an die sich sein Onkel bis heute erinnert. Er war, so scheint es, umgeben von Menschen, die ihn liebten.

Der französisch-amerikanische Autor Jonathan Littell war zufällig in Obo an dem Tag, als Ongwen in Richtung Internationaler Strafgerichtshof ausgeflogen wurde. Er wollte dort einen Dokumentarfilm drehen. Ihm gab Ongwen vor dessen Abflug ein 30

Minuten langes Interview. »Es war zu kurz. Ich habe nicht viel aus ihm herausbekommen«, sagt Littell heute. Aber in einigen kurzen Sätzen verriet er doch etwas darüber, wer er war. Zu Littell sagte er: »Für mich war es das Beste überhaupt, mit einer Waffe zu kämpfen. Das war das Beste auf der Welt.«

An einem kalten Januartag 2015 wurde Ongwen einer Richterin in Den Haag vorgeführt. Sein erster Satz im Gerichtssaal war, er danke Gott »dafür, dass er den Himmel und die Erde erschaffen hat und die Menschen, die sie bevölkern«. Er hatte nervöse, suchende Augen. Er trug zum ersten Mal in seinem Leben einen Anzug. Jemand hatte ihm eine karierte Krawatte um den Nacken gebunden. Er verstand kein Englisch und kein Französisch. Weder mit den anderen Häftlingen noch mit den Wärtern konnte er direkt kommunizieren.

Zwei Jahre nach Ongwens Geburt, 1980, begannen zwei Fraktionen in Uganda, um die Macht zu kämpfen. Der Auslöser war eine gefälschte Wahl, mit der sich der alternde Ex-Präsident Milton Obote die Macht gesichert hatte. Obote kam aus dem Norden des Landes. Sein Widersacher, Yoweri Museveni, aus dem Süden. Der Norden des Landes unterstützte Obote, der Süden Museveni.

Der Krieg verwüstete zunächst den Süden des Landes. Er blieb 450 Kilometer und eine Überquerung des Nils entfernt von Ongwens Zuhause. Viele der Truppen, die für Obote kämpften, gehörten allerdings zu Ongwens Volksgruppe, den Acholi. Sie verloren den Krieg. Im Januar 1986 eroberten Musevenis Truppen die Hauptstadt Kampala. Tausende besiegte Acholi flohen nach Norden und versuchten, sich in ihren Heimatdörfern zu verstecken. Die Truppen der neuen Regierung folgten ihnen wenige Tage später. Als Ongwen acht war, erreichte der Krieg seine Heimat.

Acholiland war für die Soldaten aus dem Süden Feindesgebiet. Tausende einfache Acholi, von denen viele mit dem Krieg nichts zu tun hatten, wurden verhaftet, Hunderte von ihnen willkürlich exekutiert.

Kurz darauf entstand die Lord’s Resistance Army, die LRA, die bald zur größten Rebellengruppe in Norduganda wurde. Joseph Kony, ein Ajwaka, ein Hexendoktor, gründete sie im Frühjahr 1987.

Der Glaube an Geister ist in Norduganda weit verbreitet. Hexendoktoren treten mit ihnen in Kontakt. Geister sind für viele hier unsichtbare Begleiter, die erklären, was nicht erklärt werden kann: Krankheiten, Tod, Missernten. Die Acholi glauben auch, dass die Geister der Toten denjenigen verfolgen, der einen anderen Menschen ermordet: etwas, das Cen genannt wird.

Kony behauptete, er stehe im Kontakt mit mächtigen, neuen Geistern. Sie trugen demnach eigenartige Namen: »Silly Silindi«, »Who are you?«, »King Bruce«. Einer hieß wie der ehemalige ugandische Außenminister: Juma Oris. (Kony sollte den echten Juma Oris einige Jahre später im Sudan treffen.) Wenn er mit ihnen kommunizierte, war Kony wie in Trance. Er sprach mit verstellter Stimme. Die Geister gaben ihm, sagte er, den Auftrag, die Regierung zu stürzen. Und sie sollten ihn und seine Soldaten auch vor Cen schützen, vor der Rache der Ermordeten. Es waren keine Geister für Bauern und Viehhirten. Es waren Geister für einen Milizenführer.

Mit einer Handvoll Anhängern verließ Kony im Frühjahr 1987 sein Heimatdorf Odek. Bald darauf schlossen sich ihm einige Soldaten der alten Regierungsarmee von Milton Obote an. Sie brachten dem Propheten bei, wie man einen Guerillakrieg führt. Die LRA wurde durch sie zu einer Mischung aus Armee und Sekte. Sie vermischte Christentum mit animistischen Elementen: Kony sagte unter anderem, er wolle die zehn Gebote in Uganda zum Gesetz machen.

Was der LRA fehlte, waren Soldaten. Freiwillig traten zu wenige bei. Kony begann bald damit, Kinder zu entführen: Sie waren formbarer, ihr Glaube stärker. Sie verlangten keinen Sold. Sie liefen nicht so oft weg wie Erwachsene, wenn man sie mit Zwang rekrutiert hatte.

Ongwens Familie war – wie viele andere – beiden Seiten ausgeliefert. Schutz gab es nicht. Und so versteckten sie sich jede Nacht, zogen bei Einbruch der Dunkelheit in die Wildnis, die sie hier *lum* nennen: den Busch. Sie schliefen auf Papyrusmatten zwischen Bäumen und hohem Gras.

Aber ihre Kinder schickten sie weiter in die Schule. Ongwen ging in die dritte Klasse. Er musste nun jeden Morgen einen Sumpf durchqueren.

Es gibt nur einen Augenzeugen seiner Entführung, der noch am Leben ist: seinen Cousin Joe Kakanyero, ein 49-jähriger Mann mit feinen, weichen Gesichtszügen, der in seiner Lehmhütte den Tisch mit einem weißen Sticktuch bedeckt hat. Darauf liegt eine zerlesene Bibel. Das Johannesevangelium ist aufgeschlagen, die Seiten über das erste Auftauchen eines anderen Propheten: Jesus Christus.

»Die Soldaten passten uns auf dem Schulweg ab«, sagt Kakanyero. »Sie warteten am Wegesrand auf uns. Sie trugen Waffen. Sie befahlen uns, ihnen in den Busch zu folgen.« Kakanyero erinnert sich, wie sie am ersten Tag bis zum Einbruch der Dunkelheit marschierten. »Wir wechselten ständig die Richtung. Wie Blinde bewegten wir uns mal hierhin, mal dorthin«, sagt er. Die Schuluniformen, die sie anhatten, das weiße Hemd, der dunkelblaue Rock, seien schnell zerrissen gewesen von Ästen und Dornen. Er sagt, sie hätten sie vier Monate lang nicht mehr ausgezogen.

»Ich fühlte mich leblos«, sagt Kakanyero. »Ich hatte das Gefühl, nicht mehr ich selbst zu sein.« Am Abend habe man ihnen Sheabutter, hergestellt aus den Nüssen des Karitébaumes, auf die Brust und den Rücken geschmiert. Man habe ihnen gesagt, die Paste sei heilig. »Vor der Zeremonie war ich ein normaler Mensch, aber jetzt fühlte ich, dass die Dinge ganz anders geworden waren. Es hat mein Leben verändert«, sagt Kakanyero.

Irgendwann im Lauf der ersten drei Tage, erzählt er, hätten die Rebellen einen gefangen, der versuchte zu fliehen. »Sie haben ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden.« Die Kinder seien zusammengerufen worden. »Dann legten sie ihn auf den Bauch.« Alle hätten zuschauen müssen. »Sie schlugen auf seinen Kopf ein, mit der stumpfen Seite der Axt, bis sein Gehirn nicht mehr war.« Keines der Kinder habe geweint. Kakanyero erinnert sich an die totale Stille danach. »Ich begriff: Wenn ich nicht tat, was sie von mir wollten, würden sie mich umbringen. Wenn ich überleben wollte, musste ich gehorchen.« Es war eine Lehre, die sein Cousin mehr als die meisten verinnerlichen sollte.

Die Juristen in Den Haag kannten Ongwens Vergangenheit, als sie den Haftbefehl ausstellten. Sie wussten, dass er Kindersoldat gewesen war. Es hat für sie, so sagt es der ehemalige Chefankläger Luis Moreno Ocampo, keine Rolle gespielt.

Die siebzig Anklagepunkte, die sie Dominic Ongwen vorwerfen, sind ein Tableau der Grausamkeit. Da stehen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit, unter anderem Mord, Folter, Raub, Entführung von Kindern und Erwachsenen, die Vergewaltigung und die Versklavung von jungen Frauen und Mädchen. Es dauerte zur Eröffnung des Verfahrens mehr als 26 Minuten, die Liste vorzulesen.

Am Anfang des Verfahrens sagte Fatou Bensouda, die seit 2012 Chefanklägerin in Den Haag ist, man treffe in den meisten Gerich- ten auf Täter, die irgendwann in ihrem Leben einmal Opfer gewesen seien. »Nur weil jemand in der Vergangenheit selbst ein Opfer war, ist das weder eine Rechtfertigung noch eine Entschuldigung dafür, anderen Menschen Unrecht anzutun«, sagte sie.

Ongwen aber ist ein extremer Fall: Wie schuldig kann jemand sein, der als kleiner Junge entführt wurde und dann so viel Gewalt erlebt hat?

Es bedeutet einen wichtigen Unterschied, ob er neun Jahre alt war, als er entführt wurde, oder 14. Ob er noch ein Kind war oder schon ein Jugendlicher. Es geht dabei immer auch darum, wie weit seine Persönlichkeit war, wie fest sein Kern. Die Ankläger glauben, dass er älter war. Sie berufen sich dabei auf eine Aussage, die Ongwen direkt nach seiner Überstellung ans Gericht über sein Alter gemacht hat.

Aber sechs unterschiedliche Menschen, die ihn aus den ersten Jahren der LRA kennen, erinnern sich an ihn als kleinen Jungen bis in die frühen Neunzigerjahre hinein. Sein Cousin erzählt, dass man ihn bei der Überquerung von Flüssen tragen musste, weil er noch so klein war.

Am Tag seiner Entführung starb seine Mutter, erzählen sein Onkel und seine Tante. Sie sei den Rebellen hinterhergelaufen, um ihr Kind zurückzufordern. Man habe versucht, sie abzuhalten, aber sie habe sich nicht stoppen lassen. Am nächsten

Morgen habe die Familie ihre Leiche am Flussufer gefunden. Sie sei mit Ziegelsteinen erschlagen worden.

Es ist weniger klar, was mit Ongwens Vater passiert ist. Augenzeugen seines Todes sind nicht zu finden. Aber alle Familienangehörigen erzählen, dass er in den Wochen nach Ongwens Entführung von Regierungssoldaten erschossen wurde.

Nachdem er etwas mehr als ein Jahr bei der LRA war, wurde eine seiner Cousinen, Lily Atong, die jünger ist als Ong- wen, ebenfalls entführt. Sie begegneten sich. Sie erzählte ihm, dass seine Eltern tot waren. Dass sein Zuhause verlassen war. Dass es keinen Ort mehr gab, an den er zurückkehren konnte.

Am quälendsten, so sagten es ehemalige LRA-Kämpfer dem deutschen Anthropologen Ben Mergelsberg, seien die Übergänge von einer Welt in die andere. Am Anfang stand die Gewalt. Fast alle Rekruten wurden in den ersten Tagen gnadenlos mit Stöcken verprügelt, oft bis zur Bewusstlosigkeit. Viele wurden gezwungen, Exekutionen beizuwohnen. Einige wurden sogar gezwungen, Familienmitglieder zu töten. Dann gab man ihnen feste Regeln. Sie durften keinen Alkohol trinken, keine Drogen nehmen, sie sollten täglich bis zu fünf Mal beten. Es gab wechselnde Vorschriften, die ihnen unter anderem vorschrieben, welche Tiere sie essen, welches Wasser sie trinken und mit wem sie reden durften. Sie wurden immer wieder plötzlich dazu angehalten zu fasten. Vor Gefechten wurden ihre Waffen in heiliges Wasser getaucht. Nach einigen Wochen behandelte man sie besser. Viele von ihnen begannen tatsächlich, an Joseph Konys Geister zu glauben, an seine übersinnlichen Kräfte, an seine Fähigkeiten, die Zukunft vorherzusagen und Gedanken zu lesen. Es lag wohl etwas Tröstliches darin, es zu glauben: Es ließ das Chaos kontrollierbar erscheinen.

Ongwen war dort insofern eine Ausnahmeerscheinung, als die Tugenden seines alten Lebens ihn mit voller Kraft in die Arme der LRA trieben. Er war disziplinierter als andere, er lernte schneller, gehorchte besser. In seinem Interview mit Jonathan Littell sagte er, dass sie ihn so schnell befördert hätten, weil er »sauber war« – und »weil ich nie einen Befehl vergessen habe«.

Grace Achero, heute 43 und etwas älter als Ongwen, begegnete ihm zum ersten Mal 1993. Achero war eine der wenigen weiblichen Kommandeure in der LRA. In Ongwen sah sie ihren kleinen Bruder. »Er war ein gut aussehender Junge. Ein Kind, das gut zuhörte. Das alles machte, was man ihm auftrug. Er war der Kleinste in der Gruppe. Und so passte ich auf ihn auf. Er hat mich Mommy genannt. Er blieb an meiner Seite, wenn wir in ein Gefecht gerieten. Und wenn es nachts regnete, spannte ich eine schwarze Plane über ihm auf, damit er nicht nass wurde.« Dominic Ongwen war ein Sonnenkind in einem Schattenreich. Sie erinnert sich, wie verletzlich er damals erschien. Dass er oft Albträume hatte und im Schlaf schrie. »Ich ging dann zu ihm und tröstete ihn.«

Die Albträume haben ihn, so scheint es, bis nach Den Haag verfolgt. Seinen Psychiatern hat er von schrecklichen Träumen erzählt, in denen ihm manchmal seine Eltern erschienen, die ihn auffordern würden, nachzukommen ins Reich der Toten.

Der ehemalige Generalmajor ist dünn und lang und geht gerade wie ein Stock. Caesar Achellams Gesicht vergisst man so schnell nicht, wenn man es einmal ge- sehen hat. Er hat einen massiven Überbiss, hohe Wangenknochen, eine Narbe auf der Wange.

Achellam war lange Zeit der dritthöchste Offizier der LRA, ihr Cheflogistiker und Diplomat: derjenige, der Waffen beschaffte und Allianzen schmiedete. Er wurde nie in Den Haag ange- klagt, weil er an den großen Massakern wohl nicht direkt beteiligt war. 2012 ergab Achellam sich der ugandischen Armee, bekam Amnestie und lebt seither in einem Dorf etwas außerhalb von Gulu, der größten Stadt in Norduganda.

Er sagt, dass er Ongwen 1991 kennenlernte, als dieser etwa 13 Jahre alt war. »Er war einer der mutigsten Soldaten, die ich jemals hatte«, sagt Achellam. »Als er mein Leibwächter wurde, war er noch sehr jung. Er hatte vorher schon drei andere Kommandeure gehabt. Die sind alle gestorben. Er war loyal, folgsam, diszipliniert. Ich habe ihn beschützt wie meinen jüngeren Bruder. Er trug mein Gewehr, meinen Stuhl, meine Matratze« – die typischen Aufgaben der Leibwächter hoher LRA-Kommandeure. »Ich nahm ihn mit, wenn ich ins Gefecht zog. Unsere Strategie

basierte auf Überraschungsangriffen aus dem Hinterhalt. Wir hatten oft hohe Verluste. Ich habe viele Männer erlebt, die sehr viel älter waren und sich als Feiglinge herausgestellt haben. Er nicht.«

Die LRA hatte sich inzwischen aus Uganda zurückgezogen und war über die Grenze nach Norden gerückt, in den Sudan. Die sudanesische Regierung unter dem Diktator Omar al-Bashir hatte Joseph Kony erlaubt, Basen an der Grenze aufzubauen. Die Sudanesen beschafften den ugandischen Rebellen auch Waffen und Verpflegung. Hinter der Grenze entstanden Camps, in denen bis zu 5000 Entführte lebten, die große Mehrheit von ihnen waren Kinder und Jugendliche. Sie wurden für eine große Invasion nach Uganda trainiert, die nie kommen sollte.

Mit etwa 19 Jahren sei Ongwen zum Offizier befördert worden, sagt Achellam. »Da war er bereits ein sehr erfahrener Soldat.« Ongwen wurde in dieser Zeit mehrfach angeschossen, in Brust und Bein. Er überstand eine Cholera-Epidemie im sudanesischen Lager, die Hunderte dahinraffte. Er überlebte eine Hungersnot, die Monate dauerte. So berichten es mehrere ehemalige Kämpfer der LRA und Ongwen selbst. Seinen Psychiatern im Gefängnis erzählte er, er habe manchmal lediglich zehn Bohnensamen am Tag gegessen.

Ongwens Gesicht wirkt heute aufgedunsen, möglicherweise infolge der Psychopharmaka, die er nimmt. Seine Haare hat er sich abrasiert, er trägt jetzt eine Glatze. Im Laufe des Verfahrens konnte man ihm praktisch wöchentlich dabei zusehen, wie er immer niedergeschlagener wurde, wie er immer weiter in sich zusammensank.

Er habe manchmal das Gefühl, Gott hasse ihn, hat er seinen Ärzten erzählt. Er liege manchmal ganze Nächte lang wach und weine allein in seiner Zelle. Einmal forderte er das Gefängnispersonal dazu auf, Acholi-Reinigungsrituale mit ihm durchzuführen, um den Fluch zu vertreiben, der auf ihm liege.

Sein Anwalt ist Krispus Ayena Odongo, ein ugandischer Oppositionspolitiker und ehemaliger Parlamentarier. Er sagt, Ongwen habe dreimal versucht, sich umzubringen. »Etwa einmal jedes Jahr seit 2016.« Einmal habe er Waschmittel

getrunken. Laut Gerichtsunterlagen schlug er ein anderes Mal seinen Kopf gegen eine nackte Wand. Aus den Unterlagen geht zudem hervor, dass er in einen Hungerstreik trat, den er nach fünf Tagen aber abbrach.

Vor Gericht meldete Ongwen sich nur am Anfang des Verfahrens einmal zu Wort: »Ich wieder- hole, es war die LRA, die Menschen in Norduganda entführt hat. Die LRA hat Menschen getötet in Norduganda. Sie haben Gräuel verübt, und ich bin eines ihrer Opfer. Aber ich, Dominic Ongwen, bin nicht die LRA.« Das war alles, was er zur Frage seiner Schuld je sagen sollte.

Ongwen war immer noch ein junger Mann, zwischen 24 und 27 Jahre alt, als er die Verbrechen begangen haben soll, derentwegen er nun im Gefängnis sitzt. Es war die Zeit Anfang der 2000er, als der Krieg in Norduganda in seine letzte, brutalste Phase trat.

Die LRA wurde 2002 durch eine Offensive der ugandischen Armee aus dem Sudan vertrieben. Statt aufzugeben, sickerten Tausende Kämpfer in Uganda ein. Sie starteten eine neue Entführungswelle, schlimmer als je zuvor. 2003 nahm die LRA 6500 Menschen gefangen, die meisten davon waren zwischen elf und 17 Jahre alt. Ingesamt hat die LRA im Laufe des Konfliktes zwischen 60000 und 80 000 Menschen entführt – es wird geschätzt, dass fast 20 Prozent davon nie zurückgekommen sind. Dass sie irgendwo gestorben sind, im Busch oder Dschungel.

Ongwen tat sich in dieser Zeit durch seinen Fleiß hervor. Er griff wieder und wieder an. Von Sommer 2002 bis Herbst 2005 war er laut den Abhörunterlagen des ugandischen Geheimdienstes und der Armee für mindestens 28 Attacken verantwortlich. Er legte demnach Hinterhalte an Straßen, wo er Armeepatrouillen überfiel, er überrannte abgelegene Baracken, er brannte Dörfer nieder, er überfiel katholische Missionen, um ihnen ihre Funkgeräte zu klauen. Und er war ein eifriger Entführer. Innerhalb von nur zwei Wochen im September 2002 entführte seine Einheit 127 »Rekruten«, wie er an Kony meldete.

In den späten Neunzigerjahren hatte er lediglich dreißig Mann unter sich. 2002 waren es mehr als achtzig. Zwei Jahre später wurde er Kommandeur einer der

vier Brigaden der LRA, einer Einheit mit 300 bis 400 Kämpfern – und damit einer der höchsten Offiziere der Rebellengruppe.

Oft marschierte er selbst in kleineren Gruppen mit fünfzig Kämpfern, die sich alle in Rufweite um ihn herum bewegten. Wo immer er hinging, berichten ehemalige LRA-Angehörige, hatte er Leibwächter dabei, viele von ihnen waren kaum aus dem Stimmbruch heraus. Nachts schliefen sie im Kreis um sein Zelt herum. »Er schien nie Angst zu haben«, sagt einer von ihnen heute. »Sein ganzer Geist war auf den Krieg ausgerichtet«, sagt ein anderer.

Während des Prozesses sagte auch der deutsche Psychologie-Professor Roland Weierstall-Pust aus, der wie alle Fachleute, die für die Anklage auftraten, Ongwen nie persönlich sprechen konnte, weil dieser nur mit den Fachleuten reden wollte, die seine Anwälte ausgewählt hatten. Weierstall-Pust erforscht »appetitive Aggression«: die Lust an Gewalt. Er erwähnte, dass in seiner Forschung mit ehemaligen Tätern in Burundi, Ruanda, Kolumbien, dem Kongo und Uganda zwischen dreißig und vierzig Prozent der Befragten angaben, irgendwann Spaß am Kämpfen und Morden entwickelt zu haben. Es sind so viele, dass es sich nicht bei allen um Psychopathen handeln kann. Sondern um Menschen, in denen etwas geweckt wird.

Die Erregung ist dabei auch ein Schutz für den Geist. Es ist eine Art, den Krieg ganz anders wahrzunehmen. Diejenigen, die Kampfsituationen als lustvoll empfänden, litten hinterher seltener unter Posttraumatischen Belastungsstörungen, sagte Weierstall-Pust.

Mehrere von Ongwens Soldaten sagen, er habe vor Angriffen oft freudig erregt gewirkt, sich manchmal mit Acholi-Trauermusik in Stimmung gebracht und gelöst gewirkt, wenn es losging.

Der Angriff auf das Lager in Odek war nicht das schlimmste Massaker. Es gab Angriffe, bei denen drei-, vier-, fünfmal so viele Menschen starben. Man kann nicht sagen, dass die Attacke besonders grausam war, einfach weil die meisten

Angriffe der LRA so brutal waren, dass es schwerfällt, sie zu vergleichen. Dennoch war der Angriff auf Odek außergewöhnlich.

Denn in Odek, in einer flachen, fruchtbaren Landschaft, in einem Dorf an einem kleinen Fluss, war Joseph Kony aufgewachsen. Es war sein Geburtsort. Wie alle Tyrannen liebte Kony das Symbol, die große Geste. Der Angriff auf Odek war eine Botschaft. Kony wollte ganz Acholiland signalisieren, dass er alle Verbindungen zur Vergangenheit gekappt hatte. Dass nun jedes Lager, jedes Dorf zum Ziel werden konnte.

Zeugen erinnerten sich in Den Haag, dass die Kämpfer vor dem Angriff ihre Feldhemden und T-Shirts auszogen. Dass sie mit nackten Oberkörpern einen Kreis bildeten, Kalaschnikows in der Hand. Wie vor vielen anderen Angriffen, schmierte ihnen ein Priester Sheabutter auf die Stirn, die Brust, die Schulter, die Beine. Das Ritual sollte Mut machen. Einige der Kämpfer hatten noch nie eine Waffe abgefeuert. Und lediglich acht Kugeln, so erinnerte sich ein Zeuge, gab man den Anfängern für ihre Gewehre.

Drei ehemalige LRA-Kämpfer sagten vor Gericht, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, wie Dominic Ongwen Anweisungen für den Angriff gab. Laut einem von ihnen sagte er beim Treffen vor dem Angriff, dass es jetzt Zeit sei, »zur Arbeit zu gehen«, laut einem anderen, dass sie »alles Lebendige auslöschen« sollten.

Die Kämpfer kamen kurz vor Sonnenuntergang am Rand des Camps an. Es war der 29. April 2004. In dem Lager in Odek lebten zu diesem Zeitpunkt etwa 3000 Menschen. Das Erste, was sie hörten, war eine Trillerpfeife, gefolgt von den ersten Schüssen. Die vierzig Regierungssoldaten, die das Camp bewachten, waren schlecht vorbereitet. Einige waren betrunken. Nach einem kurzen Gefecht rannten sie weg.

Das Massaker dauerte kaum eine Stunde. Man bekommt aus Interviews mit Überlebenden den Eindruck, dass es vor allem darum ging, Angst zu verbreiten. Dass die Wahllosigkeit der Gewalt Methode hatte: Ein LRA-Soldat führte einen Schuljungen an einem Seil durchs Lager, und »jedes Mal, wenn er an einer Hütte vorbeikam, öffnete er die Tür und feuerte hinein. Nur um uns zu zeigen, dass er auch uns erschießen würde, wenn wir wegliefen«, sagte jener damalige Schuljunge vor

Gericht. Sie zündeten Hütten an, in denen sich verängstigte Menschen versteckt hatten. Sie schossen durch geschlossene Türen. Sie nahmen Müttern ihre Babys weg. »Sie hauten sie gegen einen Baum. Sie stachen mit ihren Messern in sie hinein«, sagte einer der LRA-Soldaten vor Gericht. Als die Dunkelheit anbrach, verschwanden die Angreifer in der Wildnis. Es regnete heftig.

Wo war Ongwen während der Attacke auf das Camp? Drei Zeugen sagen, sie hätten gesehen, wie er mit seinen Soldaten ins Camp auf brach. Niemand hat berichtet, was er dort tat. Er hatte eine Waffe dabei. Ob er selbst gemordet hat, ist unklar. Vielleicht sah er nur zu.

Am Morgen fand man eine junge Mutter, das Gesicht in der Erde, deren Baby, in einem Tuch auf dem Rücken, noch am Leben war, ein altes Ehepaar, das tot vor dem eigenen Laden lag, und ausgesetzte Babys entlang des Weges, den Ongwens Truppe aus dem Camp genommen hatte. Insgesamt wurden etwa sechzig Menschen in Odek ermordet. Am nächsten Tag sendete er einen Funkspruch an Joseph Kony ab, der von der ugandischen Armee und dem Geheimdienst separat abgefangen wurde. Kony fragte: »Hast du bei meiner Mutter hinter dem Haus aufgeräumt?«

Ongwen antwortete: *Kici kici*, »komplett«.

Die Anklage brauchte mehr als ein Jahr, um alle Zeugen anzuhören. 69 Zeugen luden sie vor. Viele davon sind ehemalige LRA-Insider aus seiner Einheit, die viel wissen und keine Angst haben, ihr Wissen zu teilen. Die Anklage reichte auch mehrere Tausend Seiten Funksprüche der LRA als Beweismittel ein, die der ugandische Geheimdienst und die Armee während des Krieges abgefangen und in Logbücher geschrieben hatten. Bereits im April 2017 war klar, dass ein Freispruch von Dominic Ongwen unwahrscheinlich sein würde.

Die ugandischen Fernmeldespezialisten sagten vor Gericht, dass sie in der Lage waren, LRA-Kommandeure anhand ihrer Codenamen und ihrer Stimmen zu erkennen. Im Fall von Odek identifizierten mehrere Spezialisten der ugandischen Sicherheitskräfte sowie ein ehemaliger Funker der LRA Ongwens Stimme auf dem Tonband.

»Unsere Beweise greifen ineinander, sie stützen sich gegenseitig«, sagt Benjamin Gumpert, der Leiter der Anklage, im Interview. »Wenn wir mehrere Zeugen haben, die ihn direkt vor oder nach dem Angriff gesehen haben, und kurz darauf meldet er die Attacke an Kony über Funk, dann entsteht ein eindeutiges Bild. Dann gibt es einfach keine andere plausible Erklärung, als dass er verantwortlich war.«

Im September 2006 traf Ongwen während einer Feuerpause auf einen ugandischen Geheimdienstoffizier namens Irumba Tingira Omero. Es gibt Fotos, die das Treffen belegen. Tingira sagte vor Gericht, Ongwen habe etwa sechzig Soldaten bei sich gehabt. Viele davon seien Kinder gewesen. »Sie waren mit Gepäck beladen wie Esel«, sagte Tingira. »Sie waren unterernährt und sehr schmutzig. Sie stanken. Einige von ihnen waren barfuß. Sie sahen erbärmlich aus. Während des Treffens trugen sie ihr Gepäck drei Stunden lang auf dem Rücken, bereit, jeden Moment loszumarschieren.« Tingira sagte, er habe Ongwen ein Angebot gemacht: Er könne seine sofortige friedliche Kapitulation arrangieren. Er habe Ongwen versichert, dass ihm nichts geschehen würde, wenn er sich ergäbe. »Nicht läge mir ferner als das«, habe Ongwen geantwortet. Tingira habe ihn gebeten, wenigstens die kleinsten Kinder gehen zu lassen. Wieder habe er sich geweigert. »Du nennst sie Kinder«, sagte Ongwen laut Tingira, »ich nenne sie meine Soldaten.«

Ongwen hätte in diesem Moment desertieren können. Er hätte es dann und dort beenden können. Er tat es nicht. Hat er am Ende schlicht zu viele Gelegenheiten verstreichen lassen? Er war oft genug Hunderte Kilometer von Kony entfernt, allein mit seinen Truppen im Busch. Kony konnte ihn dort manchmal wochenlang nicht über Funk erreichen. War es irgendwann seine wirklich freie Entscheidung zu bleiben?

Er war der letzte LRA-Kommandeur, der Uganda verließ, nachdem der militärische Druck zu groß geworden war. Er überquerte den Nil in Richtung Kongo. Als die LRA auch von dort vertrieben wurde, zog Ongwen mit kleinen Trupps durch die Zentralafrikanische Republik und den Sudan. Er beging weitere Massaker. Ongwens Begleiter sagen, dass er immer verzweifelter wurde, immer hoffnungsloser, dass er immer offener darüber davon sprach zu desertieren.

Aber erst als das Verhältnis zu Kony zerrüttet war, erst als Ongwen im Sudan tagelang eingesperrt wurde und es nur noch eine Frage der Zeit schien, bis auch er, wie so viele Kommandeure vor ihm, von seinem paranoiden Anführer exekutiert würde, floh er, mit der Hilfe von Konys eigenen Leibwächtern. Es waren die letzten Wochen des Jahres 2014.

An seine ehemaligen Untergebenen ließ Ongwen in Obo eine letzte Botschaft aufnehmen, in der er sie aufforderte zu desertieren: »Ihr wisst alle, wie tapfer ich war. Wenn selbst ich mich entscheide, aus dem Busch zu kommen, was macht ihr dann noch da?«

In den Dörfern von Norduganda stehen die Häuser oft weit voneinander entfernt. Der Pfad ist überschwemmt vom Sturzregen der Nacht zuvor. Große Libellen schweben über dem stehenden Wasser. Man muss eine halbe Stunde lang gehen, bis man zur Hütte des Mannes gelangt, der sich nur Ojok nennt. Er begrüßt ungern Fremde. Er ist misstrauisch.

In seiner dunklen Hütte setzt er sich an die Tür, sodass gegen das Tageslicht sein Gesicht manchmal schwer zu erkennen ist. Ojok sagt, er sei vierzig Jahre alt. Als er 14 war, habe die LRA ihn hier an dem Bach, kaum 200 Meter von dieser Hütte, entführt. In der Gruppe, die ihn an den Händen gefesselt mitnahm, war Ojok zufolge auch ein Soldat, der zwei Jahre älter war als er selbst: Dominic Ongwen. »Er hat am Anfang nicht mit mir geredet.« Ongwen war, so erinnern sich auch andere an ihn, ein schweigsamer Jugendlicher.

Er sollte mehr als acht Jahre an seiner Seite verbringen. »Ongwen wurde zu meinem Freund«, sagt Ojok. »Er war nie selbstsüchtig. Er war nicht nachtragend. Er war witzig. Und wenn es etwas gab, was man von ihm wollte, dann teilte er gern. Er hatte auf seinen Märschen einen Kassettenrekorder dabei. Die Batterien hatten wir geklaut. Wir hörten Songs von Lucky Dube« – einem südafrikanischen Reaggae-Star – »und tanzten, wenn es ging.«

Ojok fällt zunächst wenig ein zu den Grausamkeiten, die Ongwen vor Gericht vorgeworfen werden. Das Gespräch führt lange nirgendwo hin. Bis er wie aus dem

Nichts sagt: »Ich habe nur einmal etwas gesehen. Ongwen hatte sich kurz vorher im Gefecht verletzt. Er musste auf einer Trage getragen werden. Einer der Träger war ein junger Mann, vielleicht 17 oder 18 Jahre alt, den wir entführt hatten. In der Nacht hatte es geregnet. Der Boden war rutschig. Der Mann fiel hin und ließ die Trage fallen. Ongwen machte der Schmerz so wütend! Er nahm eine Axt und schlug ihm den Schädel ein.«

Der Abschied von Ojok ist kühl, als ärgere er sich, überhaupt geredet zu haben.

Dominic Ongwen sagte seinen ugandischen Psychiatern, Dickens Akena und Emilio Ovuga, in ihm würden zwei Persönlichkeiten um die Kontrolle kämpfen. Er nennt sie Dominic A und Dominic B. Der eine sei gut, freundlich, hilfsbereit. Der andere böse und aggressiv.

Er sagte den Psychiatern, dass die Ankunft seiner dunklen Seite oft von Halluzinationen begleitet worden sei. Vor Gefechten habe er Schießpulver gerochen und Blut, noch bevor der Feind auftauchte. Er habe danach manchmal stundenlange Blackouts gehabt. Er wisse oft nicht mehr, was passiert sei, während sein dunkles Alter Ego, Dominic B, kämpfen ging.

Mal geschah das, was sein dunkles Ich tat, laut Ongwen hinter dem Schleier einer Amnesie. Aber in anderen Situationen beschrieb er Dominic B als eine Figur, die seitlich neben ihm ging oder die ihn im Gefecht von hinten antrieb. Ongwen sagte sogar, dass er sein böses Ich manchmal habe sehen können. In einer Situation habe er zwei Versionen von sich

vor Augen gehabt: Die eine habe »Dominic A« auf die Uniform geschrieben gehabt, die andere »Dominic B«.

Er hat den ugandischen Doktoren auch von seinem Ausraster im Gerichtssaal erzählt, als Gillian Mezey, die englische Psychiaterin, ihn beschuldigte, ein Simulant zu sein. Seine dunkle Seite habe in diesem Moment die Kontrolle übernommen, gegen seinen Willen. Er habe angefangen zu halluzinieren. Die Zeugin habe für ihn plötzlich

ausgesehen wie Joseph Kony. Aber wie erklärt man dann, was er zu Mezey im Gerichtssaal gesagt hat? »Waren Sie etwa in der LRA?«, schrie er ihr zu.

Viele der Frauen, die Dominic Ongwen früher als seine Ehefrauen bezeichnete, leben heute nur wenige Hundert Meter voneinander entfernt in den Außenbezirken von Gulu, der Hauptstadt von Acholiland. Sie leben in Lehmhütten, die eng aneinander gebaut wurden. Es gibt kein fließend Wasser. Nur Plumpsklos. Sie leben hier, weil sie keinen anderen Ort haben, an den sie gehen können.

Frauen mit Kindern werden eigentlich in den Clan ihres Mannes aufgenommen. Ihre Kinder aber wurden in der LRA unter Zwang gezeugt. Sie gehören nirgendwo richtig dazu. Und der Vater ihrer Kinder ist im Gefängnis. Viele der Frauen sehen in Ongwen ohnehin nicht ihren Ehemann, sondern ihren Peiniger. Andere sagen, sie würden ihn immer noch lieben.

Dillish Abang, 26 Jahre alt, wohnt direkt neben einer Baracke der ugandischen Armee. Sie hat sieben Kinder von Ongwen. Der jüngste Sohn ist etwa zwei Jahre alt. Er wurde in Den Haag gezeugt (»ehe- liche Besuche« sind in niederländischen Gefängnissen explizit ge- stattet). Ein gesundes Kind mit rundem Gesicht, das fast eine Stunde lang geduldig auf dem Schoß seiner Mutter sitzt. Sie telefoniert so gut wie jede Woche mit Ongwen. Er erzählt ihr von seinen Albträumen im Gefängnis, seinen neuen Freunden, alle wegen Kriegsverbre- chen angeklagt, und seinen Hobbys – er hat in Haft unter anderem Klavierspielen gelernt und eine Passion fürs Backen entwickelt. Er ist laut Dillish Abang ein treuer, besorgter Vater, der immer wissen will, wie die Kinder sich in der Schule machen. Er habe sie stets gut behandelt.

Irene Fatuma Lakica, 30, lebt keine Vier- telstunde Fußweg entfernt von Abang. Sie trägt ein grünes T-Shirt mit geflügel- ten Pferden darauf. Sie weint nur kurz, zwei, drei schnell weggewischte Tränen, während sie erzählt, dass Ongwen sie vergewaltigte, alle paar Wochen einmal. Dass er ihr mit der Machete drohte, als sie sich weigerte.

Sechs Frauen beschrieben vor Gericht in Den Haag Ähnliches. Eine sagte, dass Ongwen in ihren Körper eindrang, als sie zehn Jahre alt war. Dass sie so klein

war, dass sie für die Vergewaltigung auf sein Bett gehoben werden musste, weil es so hoch war. Eine andere Frau sagte, dass er ihr sein Gewehr mit aufgesetzem Bajonett vor das Gesicht hielt, um sie zum Schweigen zu bringen. Es habe sich angefühlt, als würde ihr »ganzer Körper zerreißen«. Am nächsten Tag sei sie dazu gezwungen worden, das blutige Laken abzuholen, um es zu waschen. Vier weitere Frauen beschuldigten ihn vor Gericht der Vergewaltigung. Eine weitere verteidigte ihn ohne Wenn und Aber. Dass er ein Vergewaltiger ist, wurde jedoch nicht einmal von seinen eigenen Anwälten ernsthaft bestritten.

Die Frauen sind sich alle in einem, für ihn sehr ungünstigen Punkt einig: Keine von ihnen glaubt, dass er verrückt war oder ist.

Emilio Ovuga, Psychiatrie-Professor in Gulu, Norduganda, ist ein alter Mann, klein, grauhaarig. Mit den Wintertemperaturen in Den Haag hat er so zu kämpfen, dass er im Gerichtsaal die meiste Zeit Mantel trägt. Er spricht langsam. Ovuga ist der letzte Zeuge, der in diesem Verfahren vernommen wird. Er ist vielleicht auch der wichtigste.

Der Leiter der Anklage, Benjamin Gumpert, befragt ihn selbst. Gumpert ist Brite, 57 Jahre alt, ausgebildet in Cambridge, ein Mann mit narbigem Kinn und dem vollen Seitenscheitel eines viel jün- geren Mannes. Seine Kreuzverhöre sind hart. Für Ovuga nimmt er sich mehrere Stunden Zeit.

Es geht um die alles entscheidende Frage: Wie solide ist das Urteil des Professors? Wie genau hat er gearbeitet, als er diese außer- gewöhnliche Diagnose stellte: dissoziative Identitätsstörung – jene Erkrankung, die früher multiple Persönlichkeitsstörung hieß? Die Krankheit gilt als äußert selten. Viele Psychiater glauben, dass es sie in ihrer extremen Form – als mehrere komplett getrennte Persön- lichkeiten – womöglich gar nicht gibt.

»Doktor«, sagt Gumpert: »Jemand, der zwei getrennte Persönlichkeiten hat, die eine ist nett, freundlich, vernünftig, fair, die andere ist bösartig, gewalttätig und wütend, und sie wechseln hin und her, bis zu dreimal in der Woche, wie Herr Ongwen Ihnen gesagt hat – dann würden normale Menschen, selbst wenn sie keine

professionellen Psychiater sind, das mitbekommen, oder? Das sagt uns doch der gesunde Menschenverstand.«

»Nein«, antwortet Ovuga. »Nicht jeder besitzt gesunden Menschenverstand. Und viele Menschen sind in der Lage, ihre psychischen Leiden so zu verstecken, dass die Menschen um sie herum es nicht mitbekommen. In den meisten Fällen sogar.«

»Lassen Sie uns versuchen, das genau zu verstehen. Dominic ist bei seinen Soldaten und den Frauen, die er seine Ehefrauen nennt. Und der andere Dominic, Dominic B, der fiese, böse, wütende, gewalttätige, überkommt ihn. Aber Dominic A ist in der Lage, durch schiere Selbstkontrolle Dominic Bs wahre Persönlichkeit vor der Außenwelt zu verstecken und so zu tun, als wäre er immer noch Dominic A.«

»Ja.«

»Professor, ich glaube, das ist ...« »Nicht korrekt.«

»... Unsinn.«

Gumpert muss sich danach für das despektierliche Wort bei Ovuga entschuldigen. Aber mit seiner Einschätzung steht er nicht allein. Der deutsche Professor Roland Weierstall-Pust schrieb über den Bericht der ugandischen Psychiater Akena und Ovuga, er sei »unzureichend, inkonsequent, widersprüchlich und schlampig in fast jeder Hinsicht. Die Arbeit erfüllt nicht einmal die minimalen Kriterien eines professionellen forensischen Reports.«

In der Zuschauergalerie des Gerichtssaals saßen an vielen Verhandlungstagen nur Unbeteiligte: Schüler auf Klassenreise, Jura-Studenten auf Kursausflug. Im Sommer kamen die Jungs und Mädchen manchmal, als hätten sie sich auf dem Weg zum Strand verirrt, in engen T-Shirts, in Shorts. Wenn sie Dominic Ongwen entdeckten, rechts in der Ecke, zeigten einige versteckt mit dem Finger auf ihn. Die Gerichtswächter mussten in fast jeder Sitzung jemanden ermahnen, nicht einzuschlafen. Ongwens Leben wurde vor einem Publikum verhandelt, dem es oft sichtbar schwerfiel, etwas mit seinem Schicksal anzufangen.

Sie sahen vor allem den Mann, der Dinge getan hat, die kaum verziehen werden können. Da saß aber auch noch ein anderer: der Mann, der er vielleicht hätte sein können. Der Prozess war auch voller Hinweise auf seine gelegentliche Zärtlichkeit, Fürsorglichkeit, Loyalität, seine Intelligenz, seinen Mut. Eigenschaften, die vielleicht unter anderen Umständen seine Persönlichkeit ausgefüllt hätten.

Was lernt man aus Ongwens Schicksal?

Vielleicht: Dass es ein Geschenk ist, niemals herauszufinden, was er über sich selbst entdeckt hat.

Krispus Ayena Odongo, Ongwens Anwalt, hat das Schlussplädoyer nicht geübt. Er steht da auf Socken, die unter seiner schwarzen Robe hervorgucken, ohne Schuhe. Ayena versucht, frei zu sprechen, aber er kann den Text nicht. Er hatte etwas mehr als drei Monate, um sich auf diesen Moment vorzubereiten. Ayena hat eigentlich die Stimme eines Pfarrers, tief, kraftvoll, in der immer viel Pathos ist. Aber nun stockt er wieder und wieder. Er starrt auf sein Papier. Mehrmals weiß er mitten im Satz nicht, wie es weitergeht.

Dominic Ongwen wird also in den letzten Momenten im Gerichtssaal im Stich gelassen – von seinem eigenen Anwalt, dem Mann, der behauptet, dass Ongwen in den vergangenen Jahren »wie ein Sohn« für ihn geworden sei.

Ayena hatte bereits in den letzten Monaten des Verfahrens keine gute Figur gemacht. Manchmal nickte er im Gerichtssaal ein, während seine Kollegen wichtige Zeugen befragten. Große Entlastungszeugen wurden angekündigt und tauchten nie vor Gericht auf. Und die juristische Verteidigung Ongwens wurde im Laufe des Verfahrens immer konturloser.

Ayena zweifelte sporadisch Zeugenaussagen an – aber es war zu wenig Zweifel, und es waren zu viele Zeugen, um seinem Mandanten wirklich zu helfen. Er präsentierte immer unwahrscheinlichere Kandidaten in der LRA-Hierarchie, welche die Angriffe angeblich anstelle von Ongwen geführt hatten: mal

Kommandeure unter Ongwen, mal über Ongwen. Er versuchte die Schuld hierhin und dorthin zu schieben. Er argumentierte mit einem wertlosen psychiatrischen Gutachten und damit, dass sein Mandant lediglich die Befehle seines despotischen Anführers befolgt habe. Dass er versucht habe, sein eigenes Leben zu retten, indem er ihnen blind folgte. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass eine dieser Strategien seinem Mandanten einen Freispruch einbringen wird.

Dominic Ongwen ist am letzten Tag seines Verfahrens, dem 12. März 2020, ein einsamer Mann. Auch wenn er das selbst vielleicht noch nicht verstanden hat. Sein Anwalt ist nur die letzte Katastrophe, die über ihn gekommen ist. Das Höchstmaß vor dem Internationalen Strafgerichtshof beträgt dreißig Jahre Gefängnis.

In seinem Schlussplädoyer löst sich Ayena in der letzten halben Stunde ganz von seinem Blatt Papier. Er erzählt, so scheint es, einfach, was ihm in den Kopf kommt. Er schlägt den Richtern vor, dass sie »out of the box« denken sollten, und macht einen Witz darüber, dass Colin Black, einer der Ankläger, ja gar nicht schwarz sei, sondern weiß, er schweift ab zu den Nürnberger Prozessen. Er erklärt dem Vorsitzenden Richter Bertram Schmitt, einem Deutschen, dass die Wehrmacht während des Zweiten Weltkriegs eine reguläre Armee gewesen sei, »welche die Kriegsgesetze kannte«, anders als die LRA.

Hinter Ayena packen seine Kollegen schon ihre Dokumente ein. Ongwen sitzt wieder da, wie so oft, die Hände im Schoß gefaltet, während seinem Anwalt ganz am Ende nur noch einfällt, um Gnade zu bitten: »Geben Sie Dominic Ongwen eine Chance, nach Hause zu kommen nach 32 Jahren. Zu welchem Urteil auch immer Sie kommen mögen, es sollte mild sein. Ich meine natürlich ... Ich hoffe, dass wir uns eins sind ... Wir bitten darum, dass Sie ihn freisprechen. Aber sollten Sie ihn nicht freisprechen, beten wir, dass Sie Milde walten lassen.«

Dann ist alles gesagt. Die Richter verschwinden mit wehenden Roben. Und Dominic Ongwen wuchtet seinen schweren Körper humpelnd in Richtung Ausgang. Das nächste Mal, wenn er ihn wieder hineinwuchtet, in etwa neun Monaten, wird er sein Urteil hören.

M

a

n

h

Bademoden? Abgeschafft!

60 Jahre lang kürte Horst Klemmer aus Oldenburg die Miss Germany. Jetzt will sein Enkel alles anders machen. Aber funktioniert das: Ein Schönheitswettbewerb, bei dem es nicht um Schönheit geht?

Von Julia Kopatzki, DIE ZEIT, 13.02.2020

»Max, soll ich mir einen Bob mit Pony schneiden lassen?«

»Willst du das denn?«

»Ich wollte wissen, ob es für euch okay ist.«

»Wir sind egal«, sagt Max Klemmer.

Eine Stunde später trägt Greta Barthel, die amtierende Miss Thüringen, einen Bob mit Pony.

Es ist der zweite Tag im »Personality Camp« 2020. Eine Stunde von Hurghada entfernt, in einem ägyptischen Fünf-Sterne-Resort, wollen 16 Frauen die neue Miss Germany werden.

Greta Barthel steht am Rande des hoteleigenen Golfplatzes. Im Hintergrund das Rote Meer, die Kamera des Fotografen klickt. Max Klemmer trägt Sonnenbrille, die Miss Thüringen einen weißen Bademantel. Am Abend fragen Max' Eltern ihn, wer Greta denn erlaubt habe, sich die Haare zu schneiden. »Das musste ihr niemand mehr erlauben«, sagt er. In diesem Camp müssen auch seine Eltern lernen.

Max Klemmer ist Geschäftsführer der Miss Germany Corporation, kurz MGC. Man muss ihn nie lange suchen: Mit seinen zwei Metern fällt er auf. Sein Gesicht verläuft in groben Linien. Wenn er grinst, und er grinst oft, verschwindet die Härte daraus, und man merkt, wie jung er ist. Max Klemmer ist 24 Jahre alt, seit mehr als fünf Jahren kürt er Frauen zur Miss Germany, zusammen mit seinem Vater.

Schönheit hat bei den Klemmers Tradition. Vor 60 Jahren begann Horst Klemmer, der Großvater, als Ansager bei Miss-Wahlen, bis er 1970 die Miss Germany Corporation gründete und so zum Vater aller Missen wurde. In Oldenburg traf er Hildburg, er lud sie ins Theater ein, sie bekamen einen Sohn, Ralf, der 1982 ins Geschäft einstieg. Zehn Jahre später verliebte der sich in die amtierende Miss Germany Ines Kuba, und sie bekamen einen Sohn, Max, der 2014 ins Geschäft einstieg. Vor zwei Jahren übertrug der Großvater dem Enkel seine Anteile.

Der Großvater sagt: »Die Zeit hat sich verändert, und Max hat das als Erster richtig erkannt.«

Der Vater sagt: »Ich weiß nicht, wie es ohne Max wäre, aber es wäre nicht so.«

Und Max sagt: »Opas Baby nach 55 Jahren so umzubauen war echt schwierig.«

Sechs Jahrzehnte lang hat Horst Klemmer Missen gemacht. Und jetzt muss er zusehen, wie sein Enkel seinen Wettbewerb neu erfindet: Bademoden? Abgeschafft. Maximalmaße? Abgeschafft. Altersgrenze 30? Abgeschafft. Eine Miss muss ledig sein und kinderlos? Abgeschafft. Männer in der Jury? Offiziell abgeschafft.

Nicht einmal mehr die Schönheit der Frauen soll bewerten werden. »Wir haben ein neues Motto: Empowering authentic women«, sagt Max Klemmer. Frei übersetzt: Der Wettbewerb, der Generationen von Frauen in eine Form presste, will ihnen jetzt beibringen, diese Form zu sprengen. Feminismus statt Sexismus.

Ernsthaft? 2,5 Millionen Menschen sitzen vor den Fernsehern, wenn Heidi Klum junge Frauen zwingt, abzunehmen oder sich die Haare abzuschneiden, Tausende bewerben sich dort jedes Jahr. Aber die Miss Germany Corporation verkündet: Schönheit ist uns nicht mehr wichtig. Kann ein Wettbewerb, dessen Kern es war, das Äußere von Frauen zu bewerten, sich plötzlich, ja was eigentlich, ihrem Inneren widmen?

1927 kürten berühmte Männer wie Heinrich Mann und Max Schmeling die allererste Miss Germany. Sie bekam Hermelinmantel und Blumenkrone und Hunderte Model-Angebote. 1933 verboten die Nationalsozialisten den Wettbewerb: »jüdisch-

bolschewistische Dekadenz«. Sie setzten stattdessen auf Wein- und Heidekönigginnen. Noch bevor der erste Bundeskanzler gewählt war, wurde wieder eine Miss Germany gekrönt: Bewertet wurden Brustumfang, Stärke der Unterlippe oder der Abstand von Brust zu Hals. Der perfekte Mund musste damals 6,3 Zentimeter breit sein. Zwei Jahre lang zeigten sich die Frauen im gerade erfundenen Bikini, dann wurde das den Deutschen zu freizügig, und ab 1951 trugen die Missen Badeanzüge.

Bevor Horst Klemmer zum Wettbewerb stieß, hatte er Künstler wie Heinz Erhardt oder Heinz Schenk gemanagt. Sein immer leicht gerötetes Gesicht ist sanft, die Augen eisblau. Er spricht von Frauen als Kleidergrößen: Die meisten sind eine 36 oder 38, selten eine 40. Die Missen nennen ihn Opa, noch heute rufen sie ihn an. Brauchte eine Miss ein Bett, so war im »Hotel Hille und Hotte« immer eines frei. Miss Prenzlauer Berg, Miss Bodensee, Miss Schwarzwald, Miss Köln, Miss Ostdeutschland. Ein ganzes Deutschland voller Missen, handverlesen von Horst und Ralf Klemmer.

Im Jahr 2000 veranstaltete die Firma 300 Wahlen in Einkaufszentren, Diskotheken und Hotels. Lokale Promis saßen in der Jury, die Gewinnerinnen qualifizierten sich zur nächsthöheren Wahl, am Ende wartete der Miss-Germany-Titel. Der erprobte Ablauf vor dem großen Finale: Ines und Ralf Klemmer fahren mit den Anwärterinnen zum Missen-Training in die Sonne, Horst Klemmer zeigt ihnen das Europäische Parlament und erzählt ihnen, warum Europa wichtig ist. Ines Klemmer wurde zur Missen-Mama: Sie trocknet Tränen, bindet Schärpen, blickt mit sanfter Strenge auf die Gabelhaltung der Frauen. Sie ist die ewige, die Über-Miss: Die Kandidatinnen schreiben mit, wenn sie von früher erzählt. Von damals, als sie die erste Miss Germany mit dunklen, kurzen Haaren wurde. Die Haare sind noch kurz und dunkel, das Lächeln immer noch das der 21 Jahre alten Miss.

Doch je mehr Missen gekürt wurden, desto uninteressanter wurde die Wahl. Junge Frauen wollen heute ein Foto von Heidi, eine Rose vom Bachelor oder Follower auf Instagram. Es ist einfacher geworden, die eigene Schönheit zu Ruhm und Geld zu machen.

Für viele Frauen ist eine Miss das Gegenteil von der Frau, die sie sein wollen. Lächeln und winken, Weltfrieden und Haarspray? Sie wollen lieber studieren, promovieren, sich ausprobieren. Für sie ist Schönheit etwas Individuelles, nichts, was eine Jury entscheidet. Und trotzdem: Als Miss Germany 2020 bewarben sich 7500 Frauen. So viele wie lange nicht mehr.

Am ersten Abend des »Personality Camps« in Ägypten stellen sich die 16 Kandidatinnen vor all den Menschen vor, die extra für sie hier sind: ein 60-köpfiges Team aus Fotografen, Kameraleuten, Stylisten und Coaches. Ein Bild - Reporter, der seit Jahren mit in die Camps fährt, wird ihre Vorstellung bewerten, während die Gäste im großen Saal an runden Tischen mit weißen Tischdecken sitzen, Weinschorle oder Gin Tonic trinken.

Eine der ersten ist Leonie von Hase: mit 35 die älteste Miss-Germany-Anwärterin aller Zeiten, Mutter eines Sohnes, Betreiberin eines Vintage-Stores. »Meine Botschaft ist: Du bist niemals zu alt, um deine Richtung zu ändern.« Der Reporter findet, sie könne ruhig etwas bescheidener werden, etwas weniger Selbstbewusstsein zeigen.

Am Ende des Abends wird Max Klemmer zu Leonie sagen, dass das genau das ist, was sie nicht wollen: bescheidene Frauen mit wenig Selbstbewusstsein.

Silke Kopp, die amtierende Miss Hessen, hat mehrere Pflegeunternehmen und lässt gerade eine Software entwickeln, die »die Pflegeausbildung revolutionieren« soll. »Du nutzt diese Bühne also nur für dein Thema Pflege«, sagt der Reporter. »Wie findet Miss Germany das denn so?« Max Klemmer, der alle Vorstellungen still beobachtet hat, ruft: »Geil!« Dann steht er auf: »Das, was euch hier gesagt wird, sind Vorschläge. Empowering authentic women, ihr entscheidet.« Die Frauen nicken.

Eigentlich hatte Max Klemmer studieren wollen, raus aus Oldenburg, weg vom Familienunternehmen. Doch dann sagte sein Großvater: »Max, in drei Jahren bin ich vielleicht nicht mehr da. Lern von mir, solange du noch kannst.« Das ist gut fünf Jahre her, und Horst Klemmer ist immer noch da. Während der Großvater die Verträge mit den Einkaufszentren per Handschlag besiegelte, setzt der Enkel auf den Wert von Likes

und Followern. Er traf auf Menschen, die dem Wettbewerb und dessen Frauenbild so gar nichts abgewinnen konnten. Und er spürte: Das bedrohte die Existenz der Miss Germany Corporation. Das neue Image soll Miss Germany wieder »relevant und begehrenswert« machen. Für Frauen, setzt Max Klemmer hinzu. »Die Männer müssen lernen, dass sich nicht alles um sie dreht.«

Viele Missen wirken, als könnten sie selbst noch nicht glauben, dass das Normkorsett gelockert sein soll. Sie rauchen heimlich, bedanken sich übermäßig oft und gehen stets früh ins Bett. Sie schauen sich schuldbewusst nach Ines Klemmer um, wenn sie kleckern. Sie fragen Max, ob sie ihre Jacke anlassen dürfen. Und er sagt wie immer: »Wenn du das willst.«

Anfang Dezember saßen alle Jurymitglieder in einem Konferenzraum des Bauer-Verlags in Hamburg, um eine Miss für jedes Bundesland auszuwählen. Vor ihnen auf dem Tisch: Schokoriegel und Klebepunkte für die Abstimmung. Die Jury, das sind Max, Ralf und Ines Klemmer, Angela Meier-Jakobsen, Chefredakteurin von vier Frauenmagazinen. Außerdem stimmberechtigt: drei Mitarbeiterinnen der MGC, alle höchstens 25 Jahre alt.

Statt für Schönheit sollen die neuen Missen jetzt für Themenfelder stehen wie: Beauty & Care, Family & Friends, Better Tomorrow & Sustainability. Botschafterinnen für Schönheit und Mode, Gesundheit, Familie, Nachhaltigkeit und Essen. Themen, die auch Instagram bestimmen, bildstark und unverfänglich.

Statt über Einkaufszentren, die Geld zahlten, weil die Wahlen Publikum anlockten, finanziert sich die Firma nun über Markenpartnerschaften. Schuhe, Haarspray oder Proteinkapseln werden mit den Missen fotografiert und auf Instagram erwähnt. Die Missen werden Influencerinnen.

Als Max Klemmer das Foto einer jungen Frau mit sehr langen, sehr blonden Haaren an die Wand warf, sagte er: »Sehr warmherzig, sehr offen. Mal eine normale Frau.« Theresa Schultheiß ist eine von 256 Frauen aus allen Bundesländern, die die Jury vorausgewählt und nach Hamburg eingeladen hatte. Es waren Frauen dabei, die von

ihrer Magersucht erzählten. Frauen mit Tattoos, Narben, Kleidergröße 44. Women of Colour. Aber natürlich auch: schlanke, blonde, makellose.

Die Chefredakteurin betrachtete Theresa Schultheiß' Foto und erklärte, dass man auch eine Verantwortung habe: Wenn alle Teilnehmerinnen jetzt nicht nur schön seien, sondern auch noch eine riesige Persönlichkeit hätten, wie fühlten sich dann die Normalen?

Theresa Schultheiß würde später erzählen, sie sei von Klassenkameraden so heftig gemobbt worden, dass sie viermal die Schule gewechselt habe, weil man sie für »blond und blöd« hielt. Und bei Miss Germany mache sie mit, um das Klischee endlich hinter sich zu lassen.

In der Endauswahl für Niedersachsen: Christin Stalling, 28 Jahre alt, alleinerziehende Mutter von zwei Kindern und Immobilienmaklerin in Vollzeit. Sie habe nur 1700 Follower, sagte Ralf Klemmer, aber von allen den besten Wert beim Online-Voting, das die MGC organisiert hat. »Sie scheint viele Menschen zu bewegen. Sie ist authentisch«, sagte die Chefredakteurin.

»Außerdem brauchen wir doch noch jemanden für Food«, warf Ralf Klemmer ein. »Bestimmt backt die gerne.« Alle lachten, und so wurde Christin Stalling Miss Niedersachsen.

Am Ende des Tages in Hamburg gab es 16 neue Missen: eine Vizemeisterin im Damen-Motocross, eine Ingenieurin, Models, Unternehmerinnen, eine Krankenschwester, eine Influencerin, eine angehende Heilpraktikerin. Die Jüngste ist 18, die Älteste 35. Sie studieren Soziale Arbeit, Modedesign, Wirtschaftsrecht, Innenarchitektur und Film, zwei haben Kinder. Eine mit Kleidergröße 44 ist nicht dabei. »Wir können ja keine nur deswegen nehmen, weil sie mehr wiegt«, sagt Max Klemmer.

Kurz darauf fahren die Klemmers mit der aktuellen Miss Germany Nadine Berneis durch Deutschland und überraschen die Gewinnerinnen auf der Arbeit, im Schlafanzug oder am Bahnhof.

Eine Woche im Europapark, eine Woche in Ägypten, noch eine Woche im Park und dann das Finale. Für drei Wochen muss das Leben pausieren: Urlaub nehmen, die Kinder abgeben, Klausuren vorziehen oder alles so organisieren, dass sie sich nach den Tagen, die von 7 bis 22 Uhr gehen, noch um ihr Business kümmern können.

Es gibt Workshops über Social Media und Selbstliebe, über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, über Authentizität. Ines Klemmer hält ihren Knigge-Kurs. Und Max Klemmer beginnt seine Eröffnungsrede mit den Worten: »Wir sind nicht Germany's next Topmodel.« Und endet mit: »Ihr seid coole Frauen, ihr müsst euch nicht verstellen.«

Nur bei den Zeitungen in Deutschland scheint das neue Konzept sich noch nicht herumgesprochen zu haben: Sie berichten über die Schönste aus Rheinland-Pfalz oder die hübscheste Hamburgerin. »Das nervt so. Es geht doch nicht mehr um die Schönste«, sagt Max Klemmer. »Aber die wollen alle Bikinibilder.« Doch die Missen sollen nie wieder bloß schmuckes Beiwerk sein. »Die Frauen können jetzt nicht mehr als Losfee gebucht werden. Wenn überhaupt, sind sie Laudatorinnen.« Sonst lehne die MGC dankend ab.

Um sieben Uhr morgens sitzen die ersten Teilnehmerinnen im Camp in Ägypten in der Maske, einem umfunktionierten Frühstücksraum. Es riecht blumig-sauber, ein Föhn surrt. Das große Shooting, die Bilder fürs Finale, macht ein Fotograf, der sich vorstellt mit: »Ich liebe Frauen.« Es gibt kein Make-up, nasse Haare, übergroße Hemden und Jacketts statt Kleidern. Schwarz-weiße Fotos ohne Retusche. Immer wieder muss er sie erinnern: »Bitte nicht modeln.«

Leonie von Hase, die Älteste, will keine neue Influencerin sein. Auf ihrem extra für Miss Germany angelegten Instagram-Account hat sie gerade mal 460 Follower. Zehn Jahre lang war sie Model. Seit sie Miss Schleswig-Holstein ist, lässt ihre Agentur den Vertrag ruhen. Sie will nicht mit den Klemmers zusammenarbeiten. »Ich weiß nicht, ob es einen Platz für eine 35-jährige Frau gibt, die kein Model und keine Influencerin sein will«, sagt von Hase.

Und über den Bild - Reporter vom ersten Abend: »Ich bin für ihn der schlimmste Typ Frau. Selbstbewusst, meinungsstark und gebildet. Und dann auch noch schön und sexy. Er hat keine Ahnung, wie er damit umgehen soll, deswegen ist sein einziger Ratschlag: weniger Selbstbewusstsein.«

Warum macht sie hier mit? Sie glaube an die Idee von Max, sagt von Hase. Und damit es nicht nur eine Idee bleibt, brauche er Frauen wie sie.

Auch Jessica Bisceglia modelt seit zehn Jahren. »Ich habe die Wahlen immer geguckt, ich wollte immer mitmachen«, erzählt sie. Sie hat einen Bachelor in Molekularer und Technischer Medizin, für ihren Master hat sie nach einer Methode geforscht, mit der man Mikroplastik aus dem menschlichen Körper entfernen kann. »Meine Mitschüler und Kommilitonen haben mir immer gesagt, dass ich bei Vorträgen inkompetent wirke.« Inzwischen sei ihre Angst, vor Menschen zu sprechen, riesig. Auch deshalb habe sie sich beworben. »Ich will das endlich überwinden.« In einem Hotel wurde sie zur Miss Schwarzwald gewählt. Nach drei Wochen rief Horst Klemmer an und sagte, dass man nun alles anders mache und sie sich noch mal bewerben müsse. Letztlich hat sie es gleich zweimal geschafft. Danach hat Horst Klemmer Jessica noch mehrmals angerufen und gefragt, wie sie das alles finde. Und sie sagt: »Es ist so schön, zu hören, dass man eine tolle Persönlichkeit hat, statt immer nur ein hübsches Äußeres.«

Die Missen sitzen beim Abendessen. Hummus, Pasta, libanesisches Hähnchen und Baklava, die meisten gehen dreimal zum Buffet. Das Hotel ist fast leer, bis auf ein paar grauhaarige Golfer, die die Frauen grinsend begrüßen.

»Im Jahr, als Ines Miss Germany geworden ist, wurden die Teilnehmerinnen öffentlich gewogen.«

»Wie krass.«

»Wie demütigend.«

»Ich verstehe nicht, wie man dabei mitmachen kann.«

»Sie haben dann gesagt, wie viel jede abnehmen muss.«

»So was darf mir niemand sagen.«

Danach erklärt eine Expertin für Influencer-Marketing den Frauen, wie man zu einer digitalen Marke wird. In der Bar am Hafen, umgeben von beinahe mehr Kameras als Teilnehmerinnen, erzählt sie, wann man am besten auf Instagram poste – frühmorgens – und dass das Frauenbild im Internet immer noch sehr konservativ sei: »Heiraten, Kinder und alles, was dünner macht, funktioniert leider immer noch am besten. Also genau das, was ich euch gerade versuche auszutreiben.« Sie zeigt ihnen zwei Accounts: Der eine hat drei Millionen Follower, der andere 600.000. »Die eine ist immer nackt«, sagt die Expertin. Es ist die mit den drei Millionen. »Wenn Bikini oder Nacktheit für euch zu einem modernen Frauenbild und zu Feminismus gehört: go for it. Aber denkt dran, dass euch ein Fußballstadion zuguckt.«

Am nächsten Morgen wird zum ersten Mal mit einem Choreografen fürs Finale geprobt. Jimmie trägt Jogginghose, Hoodie. Gleich wird er sich High Heels in Größe 46 anziehen: »Ich muss doch wissen, was ich ihnen da beibringe.« Die Missen tragen zu ihren High Heels Leggins und Sport-BHs. Was früher Catwalk-Training war, heißt jetzt Performance. »Zelebriert eure Weiblichkeit«, sagt Jimmie. »Sich gut zu finden heißt nicht, arrogant zu sein.« Die Frauen klatschen. Bevor sie laufen, sollen sie sich einander gegenüber aufstellen und sich einfach nur in die Augen schauen. Minutenlang. Erst lachen sie, dann fließen den ersten Tränen über die Wangen. Sie weinen und gucken sich weiter an.

Beim letzten Abendessen in Ägypten, im extra aufgebauten Beduinenzelt, kommen alle noch einmal mit ihrer Schärpe auf die Bühne, stellen sich vor und bedanken sich bei den Klemmers, den Marken-Partnern, den Coaches. Miss Thüringen, die mit dem Bob, sagt: »Danke an die Girls! Wir alle sind die New Miss Germany, nicht nur eine von uns. Wir!« Und Leonie, die Älteste, sagt: »Hier fängt es an: Frauen, die sich vernetzen und unterstützen. Auf uns!«

Max Klemmer sagt: »So einen Zusammenhalt gab es noch nie. Noch nie, nie.«

Am kommenden Samstag wird die neue Miss gewählt. Wird die erste Mutter Miss Germany? Die erste Schwarze? Die Gründerin oder die Spitzensportlerin? Die Wahl ist für Max Klemmer vielleicht wichtiger als für die Frauen.

Zum ersten Mal ist die Jury eine rein weibliche, verkündet die MGC. Die Moderatorin Frauke Ludowig, die CSU-Politikerin und Miss Germany 1977 Dagmar Wöhrl, die Karatekämpferin Anna Lewandowska und die Coaches aus dem Camp werden vor der Bühne sitzen und ihr Urteil abgeben. Doch hinter der Bühne werden zwei weitere Menschen mit entscheiden: Ralf und Max Klemmer. Es ist ihr Geburtsrecht.

Heldenplatz

Diana Vukovic, Verkäuferin in einem Supermarkt, arbeitet seit Wochen unter extremen Bedingungen. Jetzt wurde alles noch extremer. Über einen Job mit niedrigem Lohn und hohem Risiko

Von Marcel Laskus, Süddeutsche Zeitung, 01.04.2020

Im Rewe-Markt Lukowsky ist an diesem Montag das Klopapier wieder da, auch Mehl kann man kaufen und sogar Flüssigseife. In den Gängen haben die Kunden einander längst jeden Klopapierwitz erzählt. Über die 1,5-Meter-Abstandspunkte am Boden wundert sich niemand mehr. Eine Krise ist eine Krise, aber auch in einer Krise entwickelt sich schnell eine neue Normalität. Wäre da nicht die nächste Herausforderung: Das Virus ist im Laden angekommen.

Und weil das Virus nun da ist, aber niemand es sieht, stehen an diesem Montag um 12.30 Uhr vierzig, vielleicht fünfzig Menschen an der Kasse. Die Schlange geht von den Kaugummis vorbei an der Schokolade, streift das Tiefkühlobst und die Kartoffelchips, bis sie endet an der Theke mit Wurst und Käse. Normalerweise überschneiden sich zu dieser Zeit Früh- und Spätschicht, es wären dann genügend Mitarbeiter da. Aber gerade sind nur drei von fünf Kassen besetzt. Es geht nicht anders.

Drei Tage zuvor ist der erste Corona-Fall im Rewe-Markt in München-Obergiesing bekannt geworden, und damit wurde die Extremsituation noch einmal extremer. 18 Krankschreibungen gingen am Vormittag bei Filialleiter Patrick Lukowsky ein, der die Ware heute allein entgegennehmen muss und Getränkekästen ins Lager hievt. Vier Mitarbeiter sind gekommen, immerhin, dazu eine Aushilfe und ein Azubi. Der Infizierte ist längst in Quarantäne.

Diana Vukovic, 24 Jahre alt, ist seit vier Jahren Teil von Rewe Lukowsky. Vor einer Woche sagte sie nach einer Neun-Stunden-Schicht noch: „Ich bin müde, aber es

hilft nichts. Man muss weitermachen.“ Auch heute wäre sie gern gekommen, von 12 bis 20 Uhr, schon aus Solidarität mit den Kollegen. Aber man schickte sie mit ihren Kollegen in Quarantäne. Bis ihre Testergebnisse da sind, soll sie der Arbeit fernbleiben. Am Telefon sagt sie: „Mir geht es gut.“

Menschen, die wie Diana Vukovic im Supermarkt sitzen, Milchkartons scannen, Wassermelonen wiegen und Barilla-Pasta verräumen, werden seit zwei Wochen in einem Atemzug genannt mit Ärztinnen und Pflegern, mit Polizisten und Soldaten. Finanzminister Olaf Scholz kündigte an, zum Dank Bonuszahlungen der Supermarktketten an Kassiererinnen und Kassierer bis 1500 Euro von der Steuer zu befreien. Wer im Supermarkt arbeitet, den nennt man auf einmal systemrelevant.

Angela Merkel drückte ihnen gegenüber, den Lukowskys und Vukovics, in ihrer TV-Ansprache ihre Dankbarkeit aus. „Wer an der Supermarktkasse sitzt oder Regale befüllt, der macht einen der schwersten Jobs dieser Zeit.“ Zwei Wochen sind seit diesen Worten vergangen. Der Job wurde seitdem nicht leichter.

Zwei Wochen sind viel Zeit, gerade in der jüngeren Geschichte des Supermarkts Lukowsky, die eine Geschichte im Zeitraffer war. Und eine Geschichte in drei Phasen. Vor zwei Wochen, in Phase eins, war der Markt ein Ort der Unsicherheit. Man kam, um die Regale zu Hause zu füllen. Nudeln, Dosentomaten, Flüssigseife. Dann waren die Regale im Supermarkt leer.

Als vor anderthalb Wochen die Ausgangssperren kamen, begann Phase zwei. Der Supermarkt wurde zum Ziel der Flucht. Wer rauswollte aus der Enge der eigenen vier Wände und weder zum Arzt noch zur Arbeit gehen musste, dem blieb nur der Supermarkt als konkretes Ziel. Ein Mensch, der Einkaufstüten trägt, muss sich nicht verdächtig fühlen.

Jetzt aber, in Phase drei, wird immer deutlicher, was jeder ohnehin schon wusste: Der Supermarkt ist neben den Krankenhäusern ein Ort der allerhöchsten Ansteckungsgefahr. Und betroffen ist davon am stärksten, wer acht Stunden am Tag dort arbeitet. Menschen wie Diana Vukovic und Patrick Lukowsky.

Seit Montag ist es in Österreich nur noch mit Schutzmaske erlaubt, einen Supermarkt zu betreten. Am Dienstag wollten die Mitarbeiter der US-Supermarktkette Whole Foods die Arbeit niederlegen. Sie fühlen sich nicht geschützt.

Auf die Frage, ob sie sich wertgeschätzt fühlt von der Gesellschaft, sagt Diana Vukovic: „Nein. Erst wenn es so ist wie jetzt, schätzt man unsere Arbeit.“ Fühlt sie sich wie eine Heldin? Sie zögert. Dann sagt sie: „Ich glaube, das bin ich eher nicht.“

Der Tag für die Frühschicht im Rewe-Markt „Familie Lukowsky“ beginnt um sechs Uhr morgens. Es ist ein Tag in Phase eins. Klopapier-Bestand: 40 Packungen. Krankenstand: Zwei Kollegen haben Rückenschmerzen, drei haben andere Beschwerden. Fünf Ausfälle insgesamt, so weit ist das normal.

Die meisten sind schon ein paar Minuten eher da an diesem Donnerstag. Es dämmert noch. Niemand will hier irgendwen im Stich lassen. Normalerweise begrüßen sich die Frauen mit Küsschen und die Männer, indem sie ihre Fäuste aneinander hauen. Wegen Corona belässt man es beim „Guten Morgen“. Hinten im Lager stehen sie nun im Abstand von rund einem Meter um einen Tisch voller ausgetrunkener Cola-Flaschen und Energydrinks. Patrick Lukowsky, 42, sitzt auf einem Gabelstapler. Diana Vukovic zündet sich eine Zigarette an und lächelt müde. Wenn sie Frühschicht hat, steht sie morgens um halb fünf auf. Vor Mitternacht schläft sie selten ein.

Jobs wie die von Vukovic und Lukowsky im Lebensmittel-Einzelhandel machen 800000 Menschen in Deutschland. Sie gehören zu den Tätigkeiten, die man nach Meinung vieler vor allem deshalb macht, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. 2018 verdiente man als Verkäufer im Einzelhandel 27500 Euro im Jahr, das sind gut 14 Euro in der Stunde. Man muss dafür nicht studieren, oft nicht mal eine Ausbildung haben. Auch keinen Eid leisten wie ein Arzt im Krankenhaus.

Im Supermarkt kassieren, Regale einräumen, das machen die meisten wohl nicht aus Leidenschaft. Und dann ist da noch die Digitalisierung, die Automatisierung, die viele Jobs überflüssig machen wird. Schon jetzt kann man immer öfter seine

Einkäufe selbst am Kassenautomat einscannen und bezahlen. Waschmittel und Klopapier bringt Amazon vor die Haustür.

Die Supermarktkassierer machen einen Job, der getan werden muss. Nirgendwo in Europa gibt es eine höhere Supermarkt-Dichte als in Deutschland. Der Lebensmittelhandel hatte hier schon immer einen besonderen Stellenwert. Ein wertschätzender Umgang gehört dazu eher nicht.

Deutschland mag das Land von Goethe und Schiller sein. Es ist aber auch das Land der Erfinder von Aldi und Lidl. Und es ist das Land der Schöpfer von „Geiz ist geil“. Eine Hamburger Werbeagentur erfand den Slogan, man übersetzte und exportierte ihn bis nach Belgien, Spanien und Frankreich. Dazu passt, dass die Deutschen nur 14 Prozent ihrer Konsumausgaben in Lebensmittel stecken. Zum Vergleich: In Rumänien ist es mehr als doppelt so viel. Und wo Dinge weniger ins Budget gehen, verlieren sie zwangsläufig auch an Wert.

Ein Rundgang durch die Gänge an jenem Tag in Phase eins, und man sieht, welche Löcher zu stopfen sind. Das Mehl ist weg. Die Hefe, die Flüssigseife, Tiefkühlkost, Toastbrot, Aufbackbrötchen, Gemüse und Obst, Klopapier und Pasta sowieso. Eigentlich fehlt so gut wie alles.

Lukowsky hat schon länger Zettel an die Regale geklebt mit besonders begehrter Ware. „Gegen den Hamsterkauf!“, steht darauf, und: „Alle sollen was haben und nicht nur wenige.“ Von Solidarität ist dieser Tage oft die Rede. Am eigenen Einkaufswagen hört diese Solidarität bei vielen offenbar auf. Es macht Lukowsky richtig wütend, dass die Menschen keine Rücksicht aufeinander nehmen. „Diese Ellenbogen-Mentalität ist schlimm.“

Diana Vukovic räumt währenddessen die Backware ein, in 45 Minuten öffnet der Markt. Sie kontrolliert die Menge, den Preis, den Zustand. „Manchmal fehlt was, manchmal ist was falsch oder kaputt.“ Am Abend zuvor war alles ausverkauft, nur drei Packungen Pumpernickel waren noch übrig. Vukovic bückt sich, räumt ein, bückt sich, räumt ein. Seit einer Woche, sagt sie, tut ihr der Rücken mehr weh als sonst.

Der Supermarkt öffnet. Diana Vukovic sortiert Obst in die Auslagen ein und sagt: „Man darf nicht husten, wenn Kunden in der Nähe sind.“ Versteht sie etwas nicht, fragt sie noch mal nach. Ihr Deutsch ist gut, aber noch erkennt sie nicht jedes Wort auf Anhieb. Schwerer wird es jetzt dadurch, dass manche ihre Fragen hinter einem Mundschutz vernuscheln. Sie lächelt dann trotzdem. Nur wenn gerade kein Kunde in der Nähe ist, sagt sie: „Ich bin so kaputt. Diese Woche hat einfach kein Ende.“

Aufgewachsen ist sie in Kroatien, in der Nähe von Split, direkt am Mittelmeer. An ihrem Knöchel ist eine kleine Palme tätowiert. Die Wärme von Kroatien, sagt sie, die fehlt ihr manchmal, die Freunde und Teile der Familie auch. Aber in Kroatien fehlte ihr dafür etwas anderes, eine Zukunft. Vukovic ließ sich zur Mediengestalterin ausbilden, aber die wirtschaftliche Lage war so schlecht, dass sie aufbrach und dorthin ging, wo die Chancen besser standen. Sie wollte in Deutschland Mediendesign studieren. Weil das Geld knapp war, bewarb sie sich als Supermarkt-Kassiererin. Patrick Lukowsky stellte sie ein. Und so arbeitet sie, die ausgebildete Mediengestalterin, heute im Supermarkt. An der Kasse, im Lager. Beim Obst, zwischen den Ananas aus Costa Rica und den Erdbeeren aus Spanien, arbeitet sie am liebsten. Aber am Ende „ist es halt alles Arbeit“.

Es ist in diesen Tagen oft davon die Rede, dass es jetzt darauf ankommt, Menschen um sich zu haben, mit denen man zusammen sein will, auch auf engstem Raum. Wohl auch deshalb funktioniert der Rewe-Markt Lukowsky in diesem Ausnahmemodus so gut. Meistens nennen die Angestellten Patrick Lukowsky nur „Chef“. „Manchmal sagen wir aber auch Papa zu ihm“, sagt eine Kollegin. „Und die sind meine Kinder“, sagt Lukowsky und lacht. Nur hilft gegen die Ansteckung auch der stärkste Zusammenhalt wenig. Die Angestellten kommen aus Deutschland, Georgien, Italien, Rumänien. Wen man auch fragt von ihnen, immer heißt es: „Das ist ein super Team.“ Im Pausenraum hängen Fotos von der letzten Weihnachtsfeier. Wenn Lukowsky abends seinen Personalplan macht, spielt er nebenbei am PC einen Egoshooter gegen den Metzger. So viel Zeit muss sein.

Wenig später wird an diesem Tag ein älterer Herr eine Kollegin fragen, wann denn wieder Klopapier da sei. Sie sagt, das wisse sie nicht. Dann geht sie nach hinten, ins Lager, kehrt mit einer Packung unter dem Arm zurück. Es ist ihre eigene, die der Chef für seine Angestellten zurückgelegt hat. Sie gibt dem Herrn ihre Packung und sagt: „Schönen Tag!“ Der Mann kann es nicht fassen. „Sie sind die Beste.“

Um 13 Uhr, kurz vor Feierabend, sitzt Diana Vukovic im Pausenraum und isst ihr Mittagessen, Joghurt mit Erdbeeren, Nüssen, Honig. Auf dem Tisch steht Desinfektionsmittel, manche Kollegen benutzen es, Diana Vukovic findet, das macht die Haut rissig. Zum ersten Mal seit heute Morgen schaut sie jetzt auf ihr Handy, sie sieht müde aus. Sie antwortet Freunden, die ihr geschrieben haben. Die Corona-Krise verfolgt sie auf Instagram und Facebook, aber nur beiläufig. „Das interessiert mich nicht so sehr.“ Es gebe noch niemanden in ihrer Familie oder von ihren Freunden, der das Virus hat. Sie jedenfalls wäscht sich schon immer gründlich die Hände.

Patrick Lukowsky sitzt am nächsten Tag in seinem Büro und tippt. Wegen der Ausgangsbeschränkungen, mit denen Markus Söder kurz davor Phase zwei eingeläutet hat, füllt Lukowsky Passierscheine aus. Damit Vukovic und die knapp 40 anderen Angestellten weiter zur Arbeit kommen dürfen. Seine Arbeitshose ist aufgewetzt an den Knien. Er hastet nach draußen, gibt jedem einen Passierschein. „Hier, bitte schön“, sagt er und geht weiter zum Lager, wo die nächste Lieferung eintreffen sollte. „Hier ist jetzt die Hölle los.“ Lukowsky macht gerade die Umsätze seines Lebens.

Wie seine Angestellte Diana Vukovic hat auch Patrick Lukowsky eine Reise hinter sich. Geboren in Dresden, lebte er bis Mitte der Neunzigerjahre im Norden Sachsens. „Es gab dort so gut wie nichts“, sagt er. Nach dem Wehrdienst zog er nach München, machte eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann, und blieb. Für Rewe in München arbeitet er seit 20 Jahren. Seit der Corona-Krise aber denkt er wieder öfter an früher: „Die leeren Regale, das erinnert mich sehr an die DDR.“

Biergärten und Friseure, Fabriken und Kneipen, all die Orte des Zusammenseins wurden mittlerweile wegen Corona geschlossen. Was bleibt, ist der

Supermarkt. Er ist jetzt mehr als ein Geschäft von vielen. Er ist Teil einer der letzten Branchen, die nicht vor dem Abgrund stehen. Und er ist einer der letzten Orte, an denen man fremden Menschen einfach so begegnet.

Am Montag, mitten in jener Phase zwei, ist Patrick Lukowsky sauer. Der Markt ist überfüllt mit Menschen, Lukowsky hat Angst um die Gesundheit seines Personals. Also schreibt er auf die Facebook-Seite seines Markts: „Bitte bitte kommt alleine einkaufen. Bitte bitte kauft für zwei, drei Tage ein und bleibt dann zu Hause.“ Als hätte er gewusst, dass Phase drei kurz bevorsteht.

39 Personen klicken „Gefällt mir“ auf seinen Beitrag, ein paar Hundert dürften ihn gelesen haben. Aber an den meisten ging seine Botschaft offensichtlich vorbei. Viele kommen weiterhin – für jede noch so kleine Besorgung.

Da ist der Mann im Bayern-München-Trainingsanzug, der nur eine Sport Bild aufs Kassenband legt. Und da ist der freundliche Herr, 78 Jahre alt, der geduldig in der Kassenschlange steht. In der rechten Hand hält er eine Tüte mit Mandarinen, sonst nichts. Ob er sich Sorgen macht, immerhin gehört er zur Risikogruppe? „Wie es kommt, kommt es“, sagt er und lächelt. „Ich habe keine Angst vorm Leben.“ Am nächsten Tag sind nicht mehr nur fünf Menschen der Rewe-Belegschaft krankgeschrieben. Mittlerweile sind es acht. Noch hat niemand von ihnen Corona.

Wer in diesen Tagen der letzten Woche, in Phase zwei, in den Supermarkt geht, der will nicht nur Klopapier, Mehl und Hefe kaufen. Der will auch sehen, wie viel von der Normalität noch geblieben ist. Und so schaut man nicht mehr nur in die Regale, man schaut den anderen Menschen und auch Diana Vukovic nun ins Gesicht. Ob es ihr gut geht? Was, wenn sie sich infiziert? Was bedeutet das für mich?

Als könnte man ihr Immunsystem damit stärken, bekam Diana Vukovic immer wieder Schokolade geschenkt von dankbaren Kunden. Ein kleines Mädchen überreichte ihr Gänseblümchen, zum Dank für ihre Arbeit. Manche Kunden runden jetzt unrunde Beträge auf, das sind mal vier Cent, mal sieben. Es ist die Geste, die zählt.

Viele Menschen, die ihren Job verloren oder einfach nichts mehr zu tun haben, kommen jetzt zu Patrick Lukowsky und fragen ihn, ob er Arbeit für sie hat. „Wenn ich Bedarf hätte, würde ich sie einstellen“, sagt er. Aber er hat keinen Bedarf. Seine Belegschaft kommt ja weiterhin verlässlich. So war es jedenfalls noch bis zur vergangenen Woche, an einem Tag in Phase zwei.

Aber dann veränderte sich etwas. Am Freitag, als bekannt wird, dass ein Kollege positiv auf Covid-19 getestet wurde, beschließt Diana Vukovic: „Ich verlasse nicht mehr das Haus.“ Sie sorgt sich um ihren Vermieter, er ist weit über 80 und wohnt direkt in der Wohnung unter ihr. Wenn sie die Wohnung verlässt und betritt, begegnet sie ihm oft. Am Wochenende, als in München die Sonne scheint, bleibt sie drinnen. „Ich kann das Risiko nicht eingehen“, sagt sie. Am Montag machte sie ihren Test. Am Mittwoch soll das Ergebnis vorliegen.

Im Markt ist an jenem Montag in Phase drei noch immer vieles so wie immer. Die Feel-good-Musik im Rewe-Radio wird alle paar Minuten von einer freundlichen Stimme unterbrochen, die zu den Kunden spricht wie eine Mutter, ermahnend und ermutigend. Die Stimme wünscht ein schönes Osterfest und viel Spaß beim Grillen, als stünde ein ganz normaler Frühling bevor. Und dann mahnt sie: Abstand halten, bitte. Anderthalb Meter, in den Gängen und an den Kassen. Und schließlich gibt sie ein Versprechen ab: „Euer Rewe“, sagt die Stimme, „ist weiterhin für euch geöffnet.“

Der Menschenaffe

Nachruf *Eines der ältesten Gorillamännchen Europas starb nach einem Brand im Krefelder Zoo. Massa wurde im Regenwald Afrikas gefangen, er zeugte mit zwei Weibchen acht Junge – und ließ sich nie ganz zähmen. Die Geschichte eines Affenlebens.*

Von Max Polonyi, Der Spiegel, 25.7.2020

An guten Tagen, wenn keine verkleideten Kinder und keine Männer mit Hüten das Affenhaus besuchten, setzte sich Massa auf den Baumstamm in der Mitte seines Geheges und beobachtete die Menschen, die gekommen waren, um ihn zu beobachten. Er streckte ein Bein aus, bleckte die Zähne, blinzelte und schürzte die Lippen, als wollte er ein Lied pfeifen.

Er sah dann entspannt aus. Mit dem rechten Arm stützte er sich auf, mit der linken Hand führte er einen Kohlkopf zum Mund. Dabei schaute er den Besuchern direkt in die Augen. Auch wenn er sein Schicksal nicht selbst gewählt hatte, schien es, als habe er es akzeptiert. Ein Leben auf mehr als 300 Quadratmeter Beton im Affentropenhaus des Zoos in Krefeld am Niederrhein.

Massa war mit etwa 49 Jahren eines der ältesten Gorillamännchen Europas. Eine ganze Stadt, mehrere Generationen sind damit aufgewachsen, dass er jeden Tag am gleichen Ort auf sie zu warten schien.

Das Leben Massas war wie das aller Zootiere bestimmt von den Wünschen der Menschen. Tierfänger jagten ihn, weil er kostbar war; er wurde verschifft, weil Europa exotische Tiere wollte; er wurde eingesperrt, damit Menschen ihn bewundern können. Den letzten Wunsch eines Menschen brachte der Wind zu Massa.

Geburt und Entführung

Das Erste, das Massa in seinem Leben sah, war der Dschungel.

Er war ein Westlicher Flachlandgorilla. Diese Unterart lebt in den Regen- und Sumpfwäldern Zentralafrikas. 1971 wurde Massa hier geboren, wahrscheinlich in Zaire, glaubt der Zoo, in der heutigen Demokratischen Republik Kongo. Seit Mitte der Siebzigerjahre ist der internationale Handel mit Flachlandgorillas verboten, das wurde im Washingtoner Artenschutzübereinkommen festgelegt. Als sich Anfang der Siebziger abzeichnete, dass das Artenschutzübereinkommen den Import bedrohter Tiere stark einschränken würde, beschlossen viele europäische Zoos, ihre Bestände vorher aufzufüllen.

Es war eine Zeit, in der die Menschen im Auto rauchten und bedenkenlos Steak aßen. Zoos warben damals nicht mit artgerechter Haltung, sondern mit exotischen Tieren. Der Handel mit Wildtieren war ein lohnendes Geschäft. Meist bezahlten die Zoos Mittelsmänner in Afrika. Diese beauftragten einheimische Jäger, die wussten, wo die Gorillas lebten. Am begehrtesten waren Jungtiere. Ein lebendes Baby brachte auf den Märkten in Zentralafrika umgerechnet mehrere Tausend Mark.

Flachlandgorillas sind soziale Tiere. Ein Silberrücken lebt in Gemeinschaft mit mehreren Weibchen und ihren Jungen. Gorillas verteidigen ihre Babys unter Einsatz ihres Lebens. Wenn die Jäger eine Familie aufgespürt hatten, töteten sie deshalb zuerst den Silberrücken und dann die Weibchen. Auch bei Massa war es wohl so, glauben die Pfleger im Zoo. Sie nahmen den jungen Gorilla und brachten ihn auf einen Markt im Kongobecken.

Niemand weiß genau, ob Affen trauern. Gorillas weinen nicht. Die Primatenforscherin Jane Goodall hat jahrelang Schimpansen beobachtet. Sie glaubt, Affen empfänden wie wir. Sie seien fähig zu leiden und zu lieben.
An dem Tag, an dem Massa seine Freiheit verlor, war er wohl ein Jahr alt. Von diesem Tag an bestimmten Menschen sein Leben.

Wolfgang Dreßen, Zoodirektor

Der Krefelder Zoo wurde 1938 gegründet, Wolfgang Dreßen leitet ihn seit 2003. Hier leben Moschusochsen und Schmetterlinge, Fischotter und zwei Schneeleoparden. Es gibt ein Buchenwäldchen, in dem heimische Graureiher brüten, und ein Restaurant, in dem Bratwürstchen und Bier angeboten werden. In anderthalb Stunden ist man einmal durch.

Wenn man mit Dreßen durch seinen Zoo läuft und ihm im Regenwaldhaus zufällig ein Stirnlappenbasilisk über den Weg huscht, ruft er: »Ah, da ist einer, schnell, dahinten sitzt er!« Er greift einen dann am Arm und flüstert: »Sehen Sie? Echsenart aus Südamerika, kann 30 bis 40 Zentimeter lang werden.«

Dreßen hat Biologie studiert, seine Doktorarbeit handelt vom Sozialverhalten von Kängurus. Der moderne Zoo sei eine Antwort auf das Sterben der Arten, glaubt er. Er erhalte kleine Populationen von Tieren, die in freier Wildbahn womöglich bald aussterben. Eine Arche, gebaut gegen eine menschengemachte Sintflut. Man merkt, dass Dreßen der Artenschutz wichtig ist. »Heute«, sagt er, »nehmen die Zoos keine Tiere mehr aus dem Freiland. Gott sei Dank.«

Besonders die Kinder liebten natürlich den Zoo, sagt Dreßen. Man könnte denken, dass sie als Erstes zu den Raubtieren wollten, zum Sumatra-Tiger oder zu den Schneeleoparden. Aber für viele seien die Affen der Höhepunkt des Besuchs.

Die Gensequenzen eines Gorillas sind zu einem großen Teil mit unseren identisch, er ist ein Verwandter und Fremder zugleich. Vor einem Affen kann man sich auch seiner eigenen Zivilisiertheit vergewissern. Im Zoo ist der Mensch Herrscher über die Natur.

Kindheit und Gefangenschaft

Das Zweite, was Massa in seinem Leben sah, war wohl die Stadt.
Auf den Märkten Zentralafrikas scheren sich Händler noch heute wenig um Artenschutz. Sie bieten Elfenbein an und Rhinozeroshorn, in Pulver und am Stück,

berichten Naturschützer. Ein Kilogramm Horn bringt beim Weiterverkauf auf dem asiatischen Schwarzmarkt mehrere Tausend Euro. Erzählungen zufolge kann man geschlachtete Gorillas kaufen, lebende Jungtiere werden am Strick neben dem Fleisch ihrer Artgenossen verkauft. Über die ersten Jahre von Massas Gefangenschaft ist wenig bekannt. Es gibt kaum Fakten, nur Geschichten, die den Tierpflegern erzählt wurden, als Massa zu ihnen kam. Ein Amerikaner, der in Zaire lebte, habe Massa 1972 oder 1973 auf einem dieser Märkte gekauft, heißt es, zur Belustigung.

Damals waren exotische Haustiere schon länger in Mode. Elvis Presley besaß ein Känguru, Salvador Dalí führte einen Ameisenbären durch Paris spazieren, Harrods in London verkaufte Flughunde.

Nach ein paar Monaten, so erzählt man es im Zoo, soll der Amerikaner Massa wieder verkauft haben, er sei überfordert gewesen. Massa geriet in den Besitz der Firma Ruhe, einer Tierhändlerdynastie aus Niedersachsen, gegründet Mitte des 19. Jahrhunderts. Ruhe beschäftigte Fänger und Händler, die die Zirkusse und Zoos von Hannover bis New York mit Elefantenbullen und Schimpansen füllten. Sie luden Massa auf ein Schiff und verschickten ihn über den Atlantik nach Deutschland.

Über den Hamburger Hafen kam er in einen norddeutschen Kleinzoo. Es gab dort Löwen- und Tigerkinder, Elefanten- und Nashornbabys und Menschenaffen. Die Wildfänge wurden per Hand aufgezogen und dann weiterverkauft. Angeblich wurde Massa dort auf Schlittschuhe gestellt, für Fotos, so erzählt man es sich im Zoo.
Nach zwei Jahren erwarb der Krefelder Zoo Massa, über den Preis ist nichts bekannt, nur dass Massa schon damals seinen Namen trug. Wer ihn ihm gegeben hatte, weiß man nicht. Vielleicht die Tierfänger, vielleicht der Amerikaner, vielleicht der Kleinzoo. Sicher ist nur seine Bedeutung: »Massa« nannten einst schwarze Sklaven ihren Grundbesitzer in den USA. »Massa« bedeutet Meister, Herr.

Am 29. April 1975 kam er in Krefeld an. Ein Gorillajunges von vier Jahren, etwa 32 Kilogramm schwer und mit Kulleraugen.

Klaus Reymer, Tierpfleger

Klaus Reymer war von 1970 bis 2015 Tierpfleger in Krefeld. Er ist jetzt Rentner und hält zwei Windhunde. Hin und wieder besucht er den Zoo. Dann spaziert er an den Gehegen entlang und geht am Ende noch einmal in den Zooladen, um mit der Verkäuferin zu reden.

Als Massa ein Junges war, habe er es geliebt, mit ihm zu schmusen, sagt er. Er habe ihn auf den Arm genommen und gekitzelt. Reymer gab ihm Milch aus Nuckelflaschen. An den Nachmittagen, wenn die anderen Tiere versorgt waren, ging er zu Massa und tobte mit ihm. Er sei für Massa ein Familienersatz gewesen. Er sagt, er habe diese Zeit sehr gemocht. Er habe sich von Massa gebraucht gefühlt. Wenn man ihn auf Massas Tod anspricht, senkt er den Kopf.

Jugend und Vergessen

Am 29. Juni 1975 eröffnete der damalige Oberbürgermeister von Krefeld das Affentropenhaus. In seiner Rede sagte er, das Haus entspreche in Bau und Tierhaltung dem neuesten Stand. Das neue Affenhaus sei in Europa einmalig.
Tatsächlich galt das Gehege als eine Innovation: ein großes Tropenhaus, mit konstanten 26 bis 28 Grad Celsius Innentemperatur, 2000 Quadratmeter überdacht mit Plexiglas, durch das die Sonne schien. Gehege und Besucher trennte nur eine Schlucht aus Beton, ein sogenannter Trockengraben.

Viele Zoos hielten Menschenaffen in den Siebzigerjahren noch in gekachelten Räumen, sie sahen aus wie Badezimmer ohne Toiletten. Die Gehege sollten leicht zu reinigen sein. Dagegen betraten Besucher im Krefelder Affentropenhaus eine andere Klimazone, hörten exotische Vögel und sahen tropische Pflanzen.
Massa war das einzige Tier, das zur Eröffnung im Gorillagehege saß. Erst einige Wochen später setzten die Pfleger zwei Weibchen hinzu. Ihre Namen lauteten Boma und Tumba, Wildfänge wie Massa. Die drei hätten sich sofort verstanden, sagt Pfleger Reymer.

Flachlandgorillas sind lange unselbständig. Ihre Mütter säugen sie etwa vier Jahre lang und tragen sie am Bauch und auf ihrem Rücken. Die Pfleger gaben Massa Babynahrung, Obst und Gemüse, bis er sechs Jahre alt war. Dann bekam er vor allem Chicorée, Sellerie, Porree und Endiviensalat, eimerweise, bald zweimal zehn Liter am Tag.

Massa wuchs und wog schnell 60 Kilogramm. Doch er war immer noch ein Junges. Einmal büxte er aus. Er zog sich an einer Schlingpflanze aus dem Gehege über den Trockengraben. Der Zoo hatte schon geschlossen, er rannte im Affentropenhaus herum und riss Pflanzen heraus. Nach einer Weile setzte er sich auf den Boden vor den Graben und begann zu jaulen. Es habe wie ein Weinen geklungen, herzzerreißend, sagt Reymer. Der Kleine habe Heimweh gehabt, glaubt Reymer. Er habe zurück in seinen Käfig gewollt.

Es ist eine Eigenart der Menschen, sich selbst in anderen erkennen zu wollen, auch in Tieren: in Katzen, die ihren Haltern nach Umzügen meilenweit nachlaufen, in Hunden, die immer noch auf Verstorbene warten.

Niemand kann sicher sagen, ob Affen Heimweh empfinden. Aber man weiß, dass Tiere sich an Gefangenschaft gewöhnen. Es ist schwierig, Gorillas auszuwildern. Sie wissen nicht, wie sie Schlafnester bauen und wo sie Nahrung finden können. Es ist, als hätten sie selbst vergessen, wer sie einmal waren.
Reymer nahm Massa auf den Arm und trug ihn zurück ins Gehege.

Werner Golinowska, Tierpfleger
Als Werner Golinowska 1978 seine Ausbildung zum Tierpfleger begann, gingen die Pfleger noch zu Massa ins Gehege. Wenn Golinowska über seinen Job spricht, sagt er, es sei zwar wunderbar, mit Tieren zu arbeiten, und er habe sich keine schönere Arbeit vorstellen können. Aber er habe immer eine Grenze gezogen. »Im Gehege das Tier, davor der Mensch«, sagt er. Tier und Mensch seien keine Freunde.

Golinowska war ab 1985 zusammen mit anderen zuständig für die Affen in Krefeld. Er gab Massa jeden Tag zu fressen und reinigte dessen Gehege. Golinowska sagt, viele Tiere gewöhnten sich mit der Zeit an ihre Pfleger. Manche ließen sich sogar streicheln. Den jungen Massa durfte man kitzeln. Später habe man Respekt vor ihm gehabt, so wie er einen manchmal angeguckt habe. »Verkniffen, irgendwie«, sagt Golinowska.
Man kann Löwen beibringen, durch Feuerreifen zu springen und Hunden, Männchen zu machen. Am Ende bleiben sie Tiere.

Golinowska sagt, ein Gorilla lasse sich nie ganz zähmen, egal wie sehr man es versucht. Es sei immer so gewesen, als ob Massa die Menschen duldete. Nicht andersherum.

Pubertät und Dominanz

Der Tag, an dem Massa erwachsen wurde, muss im Sommer 1978 gewesen sein, sagt Reymer. Er ging wie üblich zu Massa ins Gehege, um ihm und den Weibchen in einem Eimer mit Milch angerührten Kakao zu bringen. Reymer öffnete die Tür, den Eimer in der Hand, dann schloss er sie hinter sich. Er lief durchs Gehege, wie er es Hunderte Male zuvor getan hatte, und stellte den Kakao in eine Ecke.

Als er sich umdrehte, stand Massa vor der Tür und versperrte ihm den Weg nach draußen. Reymer habe dem Gorilla zugerufen: »Komm, geh mal da weg!« Doch Massa rührte sich nicht. Reymer sei einen Schritt auf ihn zugegangen, "Mach Mücke, Junge!", habe er gesagt. Da ging Massa einen Schritt auf ihn zu.

Reymer nahm all seinen Mut zusammen und lief um Massa herum. Von nun an sperrten die Pfleger die Gorillas vor der Fütterung ein oder warfen ihnen die Nahrung zu.

Junge männliche Gorillas nennt man Schwarzrücken. Ihr Fell ist noch nicht silberfarben wie das eines ausgewachsenen Gorillas. Aber sie haben eine kräftige Brust, auf der sie mit ihren Händen trommeln. Damit wollen sie Weibchen imponieren und Gegner einschüchtern.

Massas Verhältnis zu den Menschen änderte sich, seine Regeln bestimmten nun den Kontakt, auch in Gefangenschaft. Eben sei er noch ein verschmustes Waisenkind gewesen, sagt Reymer. Nun war er ein junger Gorilla, der es mit drei Männern hätte aufnehmen können.

Männliche Flachlandgorillas können sich in der Regel nur fortpflanzen, wenn sie Chef einer Gruppe sind. Sie paaren sich mit den Weibchen, dafür bieten sie ihnen Schutz.
Als Massa sieben und Tumba fünf Jahre alt war, erlitt Tumba eine Fehlgeburt. Sie trug den Fötus tagelang in ihrer Hand mit sich herum und schützte ihn an ihrer Brust, wenn sie schlief.
Nach drei weiteren Totgeburten mischten ihr die Pfleger die Antibabypille ins Futter.

Die Nachbarn

In Krefeld wohnen rund 233.500 Menschen, der Zoo liegt im Osten der Stadt. Die Gegend ist eine Mischung aus Wohnviertel und Versorgungsmeile. Es gibt dort eine Tankstelle und das griechische Restaurant Poseidon, eine Grundschule und ein Berufskolleg. Die Straßen um den Zoo sind ruhig, dort stehen kleine Häuser. In einigen Gärten sind Trampoline für Kinder aufgebaut. Irgendwo in dieser Gegend ließen in der Silvesternacht drei Frauen ein paar Himmelslaternen steigen.

Himmelslaternen fliegen mit Feuer, eine Brennpaste verschafft ihnen Auftrieb. Es gibt sie im Internet, fünf Laternen kosten zwölf Euro. Man kann einen Zettel mit einem Wunsch an der Laterne befestigen, dann zündet man die Brennpaste an, und die heiße Luft steigt in das Papier. Dann überlässt man die Laterne dem Wind. Sie kann mehrere Kilometer weit treiben, bis das Feuer erlischt. Es ist in Deutschland erlaubt, Himmelslaternen zu kaufen, aber es ist verboten, sie fliegen zu lassen. Die Brandgefahr ist zu groß.

In dieser Nacht wehte der Wind mit zehn Kilometern pro Stunde aus Richtung Ostsüdost. Er trug vermutlich die Wünsche der Frauen zum Affenhaus.

Vaterschaft und Wut

In Freiheit streifen Flachlandgorillas täglich rund zwei Kilometer durch den Wald. Sie suchen nach Nahrung und fressen den ganzen Tag. Wenn die Sonne untergeht, bauen sie sich Nester aus Blättern und Zweigen, auf denen sie schlafen.

Massa schlief auf Stroh. An den Wänden hingen Bretter aus Tropenholz, die den Beton verdeckten. Sein Tagesablauf in Krefeld war jeden Tag gleich. Um acht Uhr wurde das Affentropenhaus aufgeschlossen, dann gab es Frühstück, Gemüse und halbierte Äpfel. Um 12.30 Uhr Mittagessen, Kohl und anderes Gemüse. Ab 14 Uhr Streufutter, Pellets und Körner. Um 17 Uhr Abendbrot, wieder Gemüse.

Manche Tiere in Zoos zeigen Verhaltensauffälligkeiten: Raubkatzen, die im Kreis laufen, Eisbären und Giraffen, die stundenlang ihre Köpfe hin- und herwippen. Tierschützer sagen, dass das Verhalten ein Zeichen dafür sei, dass die Tiere leiden. Einige Zoos verabreichen Tieren Psychopharmaka.
Massa, sagt der Zoodirektor Dreßen, habe nie Psychopharmaka erhalten. Man habe ihm Weidenzweige zur Beschäftigung gegeben. Er habe die Zweige geknickt und geschält, er habe das gern getan.
Massa hatte Eigenarten.

Er tobte, wenn er Menschen mit dunkler Hautfarbe sah, Hutträger oder geschminkte Kinder. Er drosch dann mit seinen Händen gegen die Wände des Geheges, er riss sich Haare aus, biss sich in die Arme. Die Pfleger stellten vor dem Affentropenhaus ein Schild auf: Maskierte und Geschminkte sollten bitte draußen bleiben. An Rosenmontagen blieb das Haus manchmal geschlossen.

Die Pfleger sind sicher, Massas Abneigung gehe zurück auf den Tag, an dem er gefangen wurde. Die Männer, die Massas Familie töteten, waren wahrscheinlich schwarz. Möglich, dass sie Kriegsbemalung und Kopfbedeckungen trugen.
Ein »cholerischer Typ« sei der junge Massa gewesen, sagen die Pfleger, er habe »seine Macken gehabt«. Er jagte, schlug und biss seine Weibchen. Er wirkte in dieser Zeit

nicht wie jemand, der sich mit seiner Gefangenschaft abgefunden hat. Besucher bewarf er mit Kohlköpfen und Kot. Auf einem Foto aus dieser Zeit sitzt Massa breitbeinig und aufrecht am Trockengraben und starrt finster in die Kamera.

Im Jahr 1981 wurde Massa zum ersten Mal Vater. Er war jetzt zehn Jahre alt und wog etwa hundert Kilogramm. Die Pfleger nannten das Baby Gorgo. In den ersten Monaten traute sich Massa nicht, Gorgo anzufassen. Aus seiner Ecke heraus beobachtete er Boma, die Mutter. Sie trug das Baby am Bauch und säugte es.

Nach einer Weile näherte sich Massa seinem Sohn und stupste ihn zärtlich mit dem Zeigefinger an. Dann setzte er sich neben die Mutter und legte vorsichtig seinen Arm auf sie. Gorgo griff Massas Daumen. Ergreifend sei das gewesen, sagt Pfleger Reymer, der es beobachtet hat.

Mit Boma zeugte Massa vier weitere Junge, auch Tumba gebar drei Babys, nachdem der Zoo die Pille abgesetzt hatte. Massa hatte nun eine eigene Familie, einen Harem.
Alle hätten auf Massa gehört, sagen die Pfleger, er sei zufrieden gewesen. Er gab Kommandos, grunzend, liebevoll. Er warf den Jungen Stofffetzen und Holzwolle hin und spielte mit ihnen. Sonst lag er die meiste Zeit des Tages auf einer Decke und döste. Er habe entspannt gewirkt, sagt Reymer, wie ausgewechselt. Seine Wutanfälle wurden weniger. Fast 20 Jahre ging das so, bis Ende der Neunzigerjahre. Auf Fotos aus dieser Zeit sieht Massa kraftvoll aus, mit durchgedrücktem Rücken und mächtigen Schultern. Es war die Zeit, in der sein Fell silbergrau wurde.

Die Feuerwehr

Die Notrufe erreichten die Leitstelle in der Silvesternacht gegen 0.35 Uhr, so steht es im Bericht des nordrhein-westfälischen Innenministeriums. Als die Rettungskräfte das Affentropenhaus erreichten, stand bereits das ganze Haus in Flammen. 150 Feuerwehrleute bekämpften das Feuer. Kurz nach ein Uhr bildeten Polizisten mit schussbereiten Maschinenpistolen einen Kreis um das brennende Haus. Sie fürchteten, dass einige der Tiere den Brand überlebt hatten und ausbrechen könnten. Gegen 4.40

Uhr war der Brand gelöscht, das Gerüst wurde mit Wasser gekühlt. Gegen 6.40 Uhr rief ein Feuerwehrmann von der Drehleiter, er höre etwas von innen. Er glaube, das seien Tiergeräusche.

In Begleitung eines Polizisten mit Maschinenpistole und eines Feuerwehrmanns betrat eine Tierärztin die ausgebrannte Ruine. Sie liefen durch verkohlte Gänge, den Geräuschen nach, bis sie das Schimpansengehege erreichten, erzählt Zoodirektor Dreßen. Dort fanden sie zwei Affen, nahezu unverletzt, ihre Namen lauten Limbo und Bally. Sie saßen an einem Gitter, genau auf dem Platz, den die Pfleger ihnen antrainiert hatten, damit sie sie gefahrlos füttern konnten. Es sei wie ein Wunder gewesen, sagt Dreßen.

Die Tierärztin beschoss die Schimpansen mit Narkosepfeilen. Sie trugen die betäubten Tiere ins Freie. Gegen acht Uhr fand die Tierärztin ein schwer verletztes Orang-Utan-Weibchen. Sie schläferte es mit einer Überdosis eines Narkosemittels ein.
Als der Trupp die Ruine beinahe ganz abgeschritten hatte, entdeckten sie Massa, sagt Dreßen. Er lehnte aufrecht an einer Wand. Er atmete.

Alter und Krankheit

1998 hatte der Zoo alle Kinder von Massa weggegeben. Sie leben heute in Frankfurt, Basel, in Moskau, Rostock, München und im niederländischen Zoo Apeldoorn.
Im Jahr 2000 fraß Massa plötzlich schlecht. Die Pfleger sorgten sich um ihn. Im Juli wurde er betäubt und untersucht. Die Entzündungswerte im Blut waren erhöht, man gab ihm unter anderem Penicillin. Sein Körper erholte sich. Gleichzeitig kam die Wut zurück.

Er starrte die Besucher an, drohte ihnen und bewarf sie mit allem, was er in die Finger bekam. Der Zoo baute an einer Stelle eine Glaswand ein. Wenn Massa sich aufregte, trommelte er nun gegen das Glas. Die Schläge hallten durchs Haus. Abends, wenn die Zoobesucher gegangen waren, rieb Massa sich die Unterarme. Die Pfleger gaben ihm

Schmerzmittel und beklebten das Glas mit Folie, sodass er die Menschen dahinter nicht mehr sehen konnte. Es war nun, als gäbe es hinter der Scheibe keine Welt.

Der Zoo setzte Massa auf Diät. Er litt an Durchfall und einer Bauchspeicheldrüsenschwäche, er hatte eine geschwollene Unterlippe und eine Beule am Kopf. Seine Muskeln schrumpften, ein Auge tränte ständig. In freier Wildbahn wäre er wahrscheinlich längst tot, im Zoo litt er an Alterskrankheiten.

Im Mai 2019 starb Tumba. Nachdem die Pfleger ihren Kadaver aus dem Gehege geholt hatten, lief Massa tagelang im Gehege herum, als ob er sie suchte. Er jaulte nicht, wie er es früher getan hatte, wenn er traurig war. Er grunzte auch nicht. Er blieb meist stumm.

Vor dem Käfig

Die Geschichte des Feuers ging um die Welt, die »New York Times« berichtete, CNN zeigte Videos, Frankreichs »Le Monde« schrieb über »die Leidenschaft der Deutschen zu Feuerwerkskörpern«. Besucher stellten Grabkerzen vor den Zoo, Kinder legten Briefe daneben: »Ihr Affen im Himmel, ich vermisse euch sehr«, stand auf einem, auf einem anderen: »Ihr wart es wert, sosehr geliebt zu werden.« Viele der Briefe galten Massa.

Das Verhältnis von Mensch und Tier ist vor allem geprägt von Traditionen. Man isst, was man schon immer gegessen hat. Man hält sich als Haustier, was schon immer Haustier war. Man sperrt ein, was schon immer eingesperrt wurde.

Manchmal, wenn etwas passiert, das die Selbstverständlichkeit infrage stellt wie dieses Feuer, kann es passieren, dass dieses Verhältnis kurzzeitig verändert scheint.
Um Massa wurde getrauert wie um einen Menschen.

Der Schuss

Als die Tierärztin und der Polizist das Gorillagehege erreichten, war es nahezu vollständig zerstört. Der Stamm in der Mitte war verbrannt, die dunkle Scheibe war gesprungen. Sie fanden Bomas Kadaver.

An der Wand lehnte Massa, die Arme von sich gestreckt, die Augen geschlossen. Ein Großteil seines Fells war verkohlt. Seine Brust hob und senkte sich.
Vielleicht dachte er daran, was er alles überlebt hatte. Die Fänger, den Wildtiermarkt, den Amerikaner, den Kleinzoo mit seinen Schlittschuhen. Aber wahrscheinlich dachte er an nichts davon. Er war schließlich ein Affe.

Gegen 8.30 Uhr lud die Tierärztin ihr Blasrohr mit einer Überdosis des Narkosemittels und beschoss ihn damit, um ihn einzuschläfern. Sie wartete einige Minuten. Doch Massa atmete weiter.

Sie beschoss ihn erneut. Er atmete. Sie schoss ein drittes Mal. Massa starb nicht. Seine Kreislauffunktion sei durch die Brandwunden so weit herabgesetzt gewesen, dass sich das Betäubungsmittel nicht bis zu seinem Herzen verteilt hätte, sagt die Tierärztin. Knapp zwei Stunden lang versuchte sie, Massa zu erlösen.

Das Letzte, das Massa in seinem Leben begegnete, war der Lauf einer Maschinenpistole Marke Heckler & Koch, Kaliber neun Millimeter.

Um 10.15 Uhr am Neujahrsmorgen gab der Polizeiführer den Schusswaffengebrauch im Zoo frei. Ein 34-jähriger Beamter ging mit einer Maschinenpistole in das Affentropenhaus. Er schoss. Dann war Massa tot.

Sein Kadaver wurde in der Tierkörperbeseitigungsanlage verbrannt. Seine Asche wurde entsorgt.

Unterm Kreuz

Zwei alte Postkarten, ein merkwürdiger Absender, ein plötzlicher Gedanke: Wurde mein Vater früher von einem Priester missbraucht? Unsere Autorin stößt bei ihren Recherchen auf vielsagende Erkenntnisse – und auf etliche Widerstände

Von Nina Schick, Süddeutsche Zeitung Magazin, 30.04.2020

Die Postkarten, die mein Leben auf den Kopf stellen, muss ich vor vielen Jahren selbst an ihren Platz gebracht haben. Fast fünfzehn Jahre lagen sie in einer Schublade in meinem Elternhaus, jederzeit zugänglich für mich. Vielleicht gibt es im Leben für alle wichtigen Dinge einen Kairos, den richtigen Zeitpunkt? Wenn das so ist, dann war der richtige Zeitpunkt, das leere Notizbuch mit den packpapierartigen Seiten aufzuschlagen, am Vorabend von Allerheiligen 2017. Von den sieben Postkarten, die zwischen Buchdeckel und erster Seite stecken, stechen mir zwei sofort ins Auge. Sie sind in hellblauer Tinte und einer mir unbekannten Handschrift geschrieben. Der Text ist nicht ganz leicht zu entziffern.

Liebe Frau Baumann. Recht frohe Grüsse von unserer ersten Station. Bis jetzt hat sich Ihr Michael ganz gut bewährt. Er hätte Ihnen sehr gerne geschrieben, aber ich habe es ihm für die nächsten 5 Wochen verboten. Werde Ihnen wöchentlich Bescheid zukommen lassen. Jetzige Adresse bitte wenn nötig nur an mich: Leon Montabaur Westerwald über Limburg. Postlagernd«

Die Postkarte ist an meine Großmutter adressiert und am 3. August 1954 in Montabaur abgestempelt worden. Die zweite Karte wurde am 23. August 1954 in Rangendingen abgestempelt, das liegt in Schwaben. Auf ihr heißt es ohne Anrede: »Es geht uns allen sehr gut. Auch Michael ist wohl auf, wie üblich bin ich mit ihm sehr zufrieden, hoffe, dass sich die Fahrt wieder positiv auf ihn auswirkt. Froh. Gruss [unleserliche Unterschrift] Post: Leon z. Z. Heiligen-Zimmern bei Heigerloch bis 30. des Monats. Kath. Pfarrst.«

Michael, das ist mein Vater. Frau Baumann ist seine Mutter, meine Großmutter. Leon: Das ist ein Unbekannter.

Mein Vater wurde am 20. August 1954 vierzehn Jahre alt. Warum hat ein gewisser Leon im Namen der katholischen Kirche meinen dreizehn, vierzehn Jahre alten Vater mehr als fünf Wochen lang an verschiedenen Stationen in seiner Obhut? Warum erteilt er ihm über die gesamte Dauer, auch über seinen Geburtstag hinweg, Kontaktverbot zur Mutter, und dies offenbar mit deren Billigung? Warum ist er »wie üblich« mit ihm »sehr zufrieden«? Und wie soll sich die Fahrt »wieder positiv« auf ihn auswirken?

Als sich mein Vater im Sommer 1994 erhängte, war ich achtzehn. Ich fand ihn in meinem ehemaligen Kinderzimmer. Der Anblick seiner schlaffen Gestalt mit dem zur Seite gekippten Kopf blieb mir erspart: Mein Vater hatte sorgsam die Tür verschlossen, den Schlüssel im Schloss quergestellt und die Rollläden heruntergelassen. Beim Versuch, die Tür von außen mit einem anderen Schlüssel zu öffnen, sah ich durch die frei gebliebene Hälfte des Schlüssellochs seine Hand – viel zu weit oben im Raum, ohne jede Muskelspannung. Bei diesem Anblick traf mich die Gewissheit, dass mein Vater tot war, mit einem Schlag im ganzen Körper. Sein Tod kam nicht überraschend. Im konkreten Moment natürlich schon, aber ich lebte lange mit seinen Suiziddrohungen, wusste um seine Verzweiflung, seine Angst, seine jahrelangen Depressionen.

Ich habe keinen gesunden Vater gekannt. Die Krankheit kam nicht in unser Leben und veränderte es, sie war immer da. Mein Vater war eins mit der Depression. Als ich klein war, hieß die Krankheit »Kopfschmerzen«, und meine Mutter versuchte, mit mir heile Welt zu spielen. Doch die Ehe überstand die Depression nicht. Meine Eltern trennten sich, als ich acht Jahre alt war. Mein Vater blieb allein in unserem großen Einfamilienhaus wohnen, ich verbrachte jedes zweite Wochenende bei ihm. Dort beschäftigte ich mich oft stundenlang allein, weil mein Vater sich ins dunkle Schlafzimmer verkrochen hatte.

Je älter ich wurde, desto stärker bezog mich mein Vater in seine Depression ein. Er sprach von seiner Schlaflosigkeit, seiner Angst, seiner Einsamkeit. Er erzählte, wie

er nachts um vier durch das Haus tigerte, wie ihn die Schmerzen von zwei Bandscheibenvorfällen peinigten, wie ihn die Angst quälte. »Angst wovor?«, fragte ich einmal. Er erklärte mir, dass seine Angst kein »Wovor« brauchte. Dass sie ein Zustand war, der Körper und Geist vollständig im Griff hatte. Ihm den Mund austrocknete, den Schweiß auf die Stirn trieb, seine Hände zittern ließ. Ich wollte verstehen, seine Vertraute sein und ihm helfen. Zugleich war ich überfordert und litt immer mehr unter der Last seiner Verzweiflung und Bitterkeit. Ich hatte das Gefühl, ich wüsste alles über ihn: mehr, als ich wissen wollte, und mehr, als ich tragen konnte.

Heute weiß ich: Ich wusste viel zu wenig. Zwei Postkarten, ein Rätsel.

Die Selbstherrlichkeit des Schreibers, das Einverständnis der Mutter und die Ohnmacht des Jungen machen mich fassungslos. Ich arbeite noch daran, das aufsteigende Bild zu deuten, da spricht meine Mutter aus, was sie seit Jahren mit sich herumträgt: »Weißt du«, sagt sie nachdenklich, »ich habe dir ja nie davon erzählt. Aber schon damals, als zum ersten Mal die ganzen Missbrauchsgeschichten aufkamen, habe ich mir gedacht: Ich könnte mir vorstellen, dass dem Papi auch so etwas passiert ist.«

Es ist, als ob alle Erinnerungen an meinen Vater in einem großen Sack stecken, den jemand wild durchschüttelt und vor meinen Füßen auskippt. Ich sehe lauter Puzzleteile, die ich schon immer kannte und die nun Teile eines neuen Bildes werden. Da ist der Hass meines Vaters auf die katholische Kirche. Einmal fragte ich ihn nach dem Grund. Er erzählte mir von der Angst, die ihm die Geistlichen in seiner Kindheit vor Hölle und Fegefeuer gemacht hätten. Bis ins Innerste habe sie ihn er schüttert und gequält. Ich verstand und verstand doch nicht. Ich konnte nachvollziehen, wie ihn die Furcht vor schlimmsten Strafen und ewiger Verdammnis gepeinigt hatte und dass ihn das als Erwachsenen wütend machte. Aber sein Hass ging über das hinaus, was ich mir erklären konnte.

Auch andere Puzzleteile fügen sich plötzlich ins Bild. Die unergründliche, unheilbare Verzweiflung, das verkrampfte Verhältnis zu Sexualität, von dem mir meine Mutter erzählt, seine hübsche Erscheinung und seine Verletzlichkeit. Mein Vater war schlank, blond, blauäugig, hatte ein fein geschnittenes Gesicht mit einer

geraden Nase. Er war groß gewachsen und sportlich, hatte aber auch etwas Zartes an sich. Wenn jemand auf hübsche Jungen stand, musste ihm mein Vater gefallen. Er wuchs ohne Vater und mit einer kaltherzigen Mutter auf, prädestiniert für Menschenfänger: sensibel, verwundbar, bedürftig nach Zuwendung und ohne einen Vertrauten, dem er von schlimmen Erlebnissen hätte erzählen können. Bis mir das letzte Puzzlestück ins Bewusstsein kommt, braucht es ein paar Tage und wieder den Anstoß meiner Mutter. Als sie mich darauf anspricht, stockt mir der Atem. Wieder einmal lag längst alles offen vor mir, diesmal nicht unbemerkt, sondern unerkannt. Ich habe alles gesehen und war blind.

In seinen letzten beiden Jahren – 1993,'94, vor dem Computerzeitalter – fertigte mein Vater Bilder, indem er mit Fotokopieren, Folien und speziellen Papieren Fotos und andere Bilder verfremdete und montierte. Er nannte es »Copy Art«. Meistens ging es um ein einzelnes Motiv, viele Bilder zeigten ihn oder mich. Ein Bild aber war größer als alle anderen und setzte sich aus vielen Elementen zusammen. Als er daran arbeitete, sagte er sinngemäß zu mir, dies sei sein Opus magnum, da stecke sein ganzes Leben drin. Es war für mich ein finsteres, rätselhaftes Dokument seiner mir nicht mehr zugänglichen Geisteswelt und Todessehnsucht.

Im Zentrum der Collage steht ein Porträtfoto von ihm aus den Sechzigerjahren. Darüber strebt das Bild ins Jenseits: Himmel und Hölle, Gott und Tod sind die bestimmenden Motive. Sein im Krieg gefallener Vater besetzt wie geköpft, geblendet und unerreichbar die oberen Ecken. Unterhalb des Porträts scheint es um seine Vergangenheit zu gehen. Ganz unten, die Basis von allem: der gekreuzigte Jesus des Isenheimer Altars, flankiert von zwei Kreuzen, die aus erigierten Penissen gebildet sind. Links und rechts in den Ecken, wie eine aufmerksame Beobachterin von beiden Seiten, ein Porträt meiner Großmutter.

In der gigantischen Unordnung im Haus meines Vaters stieß ich irgendwann auf ein zerschnittenes Polaroid. Ich erkannte Haut und Füße. Dann begriff ich: Mein Vater hatte ein Bild von seinem erigierten Penis gemacht und diesen ausgeschnitten. Mir wurde klar, wie weit er für seine Collage gegangen war. Diese Intimität sollte bei mir gut aufgehoben sein. Ich ließ das Polaroid verschwinden und beschloss, niemals

irgendjemandem davon zu erzählen. Nicht einmal mit meiner Mutter sprach ich darüber. Daran hielt ich mich 24 Jahre lang.

Doch nach beinahe einem Vierteljahrhundert fügt sich die Collage mit den Postkarten, dem Verdacht und dem Leid meines Vaters zu einem neuen Bild. Ich möchte mit den Fäusten gegen die Wand trommeln und »Ihr Schweine!« schreien. Dann zwinge ich mich wieder zur Vernunft: Ich habe keine Beweise. Nur zwei Postkarten. Leon. Who the fuck is Leon?

Im November 2017, wenige Wochen nach dem Fund der Postkarten, beschließe ich zu Hause in München, mich auf die Suche zu machen. Mein Vater wäre Ende siebzig, Altersgenossen können noch leben. Leon schätze ich aufgrund der Handschrift und des Tonfalls als deutlich älter ein. Ich rechne nicht damit, ihn lebend zu finden. Ich hoffe darauf, überhaupt zu erfahren, wer Leon war, und Personen zu finden, die mir etwas über ihn erzählen können.

Zunächst stochere ich nur herum. Mit ein bisschen Googeln stoße ich darauf, dass gerade in Mannheim, Heidelberg und Gießen an einer Studie gearbeitet wird, die das Ausmaß des Missbrauchs in der katholischen Kirche seit dem Zweiten Weltkrieg klären soll. Ich wähle die in Mannheim angegebene Nummer und habe Professor Harald Dreßing am Telefon. Er ist der Leiter der Studie und erklärt mir, dass es in der Untersuchung nicht um Einzelfälle gehen werde. Wenn mein Anliegen einen konkreten Fall betreffe, solle ich mich an den Missbrauchsbeauftragten der entsprechenden Diözese wenden. Ergebnisse seiner Studie lägen voraussichtlich im Herbst 2018 vor. An Missbrauchsbeauftragte will ich mich nicht wenden. Denn ich bin misstrauisch. Außerdem: Was habe ich schon in der Hand? Ich bin keine unmittelbar Betroffene, mein Vater ist tot. Ich habe zwei Postkarten von einem Unbekannten und einen Verdacht. Ich will zunächst versuchen, meinem Vater und seinem damaligen Umfeld in Karlsruhe näherzukommen.

Drei Ansatzpunkte fallen mir ein. Da ist zunächst mein Onkel, der Halbbruder meines Vaters, vier Jahre älter als dieser. Die beiden hatten immer ein seltsam entfremdetes Verhältnis. Aber mein Onkel ist der einzige Weggefährte meines Vaters aus jener Zeit, den ich kenne. Das Problem: Ich hatte schon immer wenig bis nichts

mit ihm zu tun, vor einigen Jahren hat er den Kontakt zu mir vollständig abgebrochen. Der zweite Ansatz ist meine Mutter, die sich noch an zwei Namen von Schulfreunden meines Vaters erinnert. Als Drittes will ich versuchen, bei Karlsruher Pfarreien etwas über deren Zeltlager in den Fünfzigerjahren zu erfahren.

An meinen Onkel traue ich mich nicht direkt heran. Ich mache meinen Cousin ausfindig. Der reagiert aufgeschlossen, meldet sich dann aber nicht mehr. Die Schulfreunde meines Vaters google ich und suche ihre Namen in Telefonbüchern. Doch der eine Name ist zu beliebig, beim anderen finde ich nichts (weil ich den Namen falsch schreibe, wie sich später herausstellt). Ich telefoniere mit den Sekretariaten von diversen Pfarreien in Karlsruhe. Zeltlager in den Fünfzigerjahren? Nein, dazu gebe es kein Archivmaterial.

Ein Vierteljahr später stehe ich frustriert vor dem Nichts. Ich frage mich, ob die ganze Unternehmung nicht hoffnungslos ist. Zwei Postkarten eines Unbekannten, fast 64 Jahre alt, kein Zeitzeuge greifbar. Bin ich eigentlich noch bei Sinnen? Mit einem Job, drei kleinen Kindern und Haushalt ist meine Zeit auch ohne dieses Projekt gut gefüllt. Ich rufe einen Freund und Mentor zu Hilfe. Er macht mir Mut und aus meinem Schlamassel einen Drei-Punkte-Plan. Erstens Onkel: Einfach mal hingehen – jemanden, der vor der Tür steht, muss man erst mal wegschicken. Zweitens Schulfreund mit auffälligem Nachnamen und hochrangigem Arzt als Vater: Wird sich über die Kliniken ausfindig machen lassen. Drittens Pfarreien: Nicht mehr mit Sekretariaten telefonieren, Termin beim Pfarrer geben lassen.

Nun hat die Sache Struktur. Einige Wochen später telefoniere ich mit einem Schulfreund, mit dem mein Vater über die gesamte Gymnasialzeit hinweg in eine Klasse ging und einmal eine mehrtägige Radtour unternahm. Ohne Warnung rufe ich an und habe einen hellwachen, aufmerksamen und aufgeschlossenen älteren Herrn am anderen Ende der Leitung. Beim Namen Michael Baumann ist er sofort bei der Sache. Er habe sich oft gefragt, was aus meinem Vater geworden ist, und versucht, ihn für Klassentreffen ausfindig zu machen. Ich erzähle ihm vom Tod meines Vaters. Er ist betroffen. Zugleich freut er sich über meinen Anruf. Er erinnert sich an die gemeinsame verregnete Radtour 1958. Später schickt er mir Bilder von meinem Vater aus der Schulzeit. Die Recherche in Sachen Leon bringt der Kontakt nicht voran. Der

Freund weiß nichts über Zeltlager, weder aus Erzählungen meines Vaters noch aus eigener Erfahrung. Er stammt selbst aus einem evangelischen Umfeld. Weitere Freunde kann er mir nicht nennen. Über meinen Vater sagt er: »Man kam eigentlich nicht so richtig an ihn heran. Er war immer sehr verschlossen, ein bisschen ein Einzelgänger.«

Ich bin trotzdem euphorisch. Ein gerade noch wildfremder Mensch hat mir neue Erinnerungen an meinen Vater geschenkt. Indem wir gemeinsam an ihn zurückdachten, war mein Vater in unserem Gespräch lebendig. Für solche Begegnungen lohnt sich die Recherche, egal wie wenig ich dabei über Leon und die Postkarten herausfinde.

Ähnliches passiert mir bei meinem Onkel. Auf einem Heimatbesuch kurze Zeit später, im April 2018, wage ich mich zu ihm. Mit Herzklopfen fahre ich unangemeldet hin und klingle. Er und seine Frau bitten mich freundlich herein. Das Schweigen ist gebrochen, wir sind alle erleichtert. Wie wir so beieinandersitzen, wird mir bewusst, was uns verbindet: Sohn, Schwiegertochter, Enkelin – alle drei sind wir, genau wie mein Vater, Opfer meiner Großmutter.

Meine Großmutter war eine grauenvolle Person, das war auch ohne den Postkarten-Fund klar. Sie war gefühlskalt, herrisch, egozentrisch, manipulativ. Ihre beiden Söhne schlug sie wohl regelmäßig. Schon als Kind fühlte ich mich in ihrer Gegenwart unwohl. Als Erwachsene ertrug ich sie höchstens zwei Stunden lang. Mein Vater hatte sein ganzes Leben unter ihr gelitten und über sie geklagt, aber in Phasen der Schwäche auch immer wieder ihre Nähe gesucht. Am Ende hatte er den Kontakt abgebrochen und ihretwegen die Schlösser austauschen lassen. Seit Jahrzehnten habe er nach einer Bezeichnung für sie gesucht, sagte er mir kurze Zeit vor seinem Tod. Nun habe er endlich die treffende gefunden: Sie sei eine trivenefica, eine dreimal verfluchte giftmischende Hexe. Auch mein Onkel wurde von der alten Giftmischerin fürs Leben gezeichnet. Für ihn war mein Vater immer der Lieblingssohn, er wurde von der Mutter abgelehnt und geschlagen. Jetzt, nach Jahrzehnten, er-kenne ich das System. Mir wird klar, wie die gehässige Frau Missgunst und Misstrauen säte und verhinderte, dass sich ihre Opfer verbündeten. Beide Söhne litten unter der Mutter und

blieben einander fremd. Beide Schwiegertöchter litten unter ihrer Schwiegermutter und hatten fast keinen Kontakt zueinander.

Mein Onkel kann mir nicht weiterhelfen mit Wissen über Zeltlager, über Erzählungen meines Vaters oder darüber, ob mein Vater sich in dieser Zeit veränderte. Der Name Leon sagt ihm nichts. Stattdessen berichtet er von der körperlichen Gewalt, der er selbst vier Jahre lang bei den Regensburger Domspatzen ausgesetzt gewesen sei. Zweimal sei ihm nach Schlägen das Trommelfell gerissen. Kontaktverbote seien ihm aus dieser Zeit auch vertraut: »Damit die misshandelten Kinder nicht berichten konnten, was ihnen angetan wurde.«

Als meine Großmutter in den Fünfzigerjahren eine Wohnung fand, sodass sie bei ihrer Mutter ausziehen konnte, blieb mein Onkel lieber dort wohnen. Mein Vater lebte ab dann – und auch zur Zeit der Leon-Postkarten – allein mit seiner Mutter. Die Brüder hatten nur spärlich Kontakt. »Ich dachte, ihm geht's gut bei ihr«, sagt mein Onkel. Im Schülerausweis und im Rettungsschwimmerausweis meines Vaters kleben zwei Passbilder, die etwa von 1955 stammen müssen. Er trägt darauf ein kariertes Hemd und die Haare zeittypisch an den Seiten raspelkurz, oben akkurat nach hinten gekämmt. Sein Blick ist leicht nach unten gerichtet, auf dem einen Bild hat er den Unterkiefer etwas nach vorn geschoben und die Augenbrauen zusammengezogen. Er wirkt konzentriert, aber auf etwas, was nicht in der Außenwelt zu liegen scheint.

Nein, so sieht kein Jugendlicher aus, dem es gut geht. Ernst und verloren wirkt dieser junge Mensch, angespannt, einsam, in sich gekehrt. Ein Vierteljahrhundert nach seinem Tod wünsche ich mir nichts sehnlicher, als meinen Vater fragen zu können, was ihn damals beschäftigte und was er fühlte.

Nun bleibt mir nur noch der Karlsruher Pfarrer. Ich brauche Wochen und Monate, bis ich einen Termin bei Achim Zerrer, leitender Pfarrer der Seelsorgeeinheit Karlsruhe Allerheiligen, ergattert habe. Eine Woche nach dem 24. Todestag meines Vaters, am 30. Juni 2018, treffe ich ihn in Karlsruhe. Die abendliche Zugfahrt quer durchs Land, die oberrheinische Hitze und die bis in die Nacht hinein belebten Straßen versetzen mich in eine besondere Stimmung. Für 24 Stunden habe ich keine der

üblichen Verpflichtungen. Ein unwirkliches Gefühl von Freiheit erfüllt mich. Zugleich verbinde ich die Erinnerungen an den Tod meines Vaters mit den langen Sommertagen und dieser bleiernen Hitze des Oberrheins. Ich fühle mich zum Bersten lebendig und dem Tod ganz nah.

Achim Zerrer empfängt mich im Pfarrhaus St. Stephan in kurzer Outdoor-Kleidung und Trekkingsandalen. In einem biederen kleinen Besprechungszimmer erzähle ich ihm von Leben, Krankheit und Tod meines Vaters. Schließlich komme ich zu den Postkarten. Diesen Punkt des Gesprächs habe ich gefürchtet: Was passiert, wenn ich den Verdacht, mein Vater könnte sexuell missbraucht worden sein, ausspreche? Macht Zerrer dicht? Doch seine wachen Augen bleiben freundlich, sein jungenhaftes Gesicht offen. »Ja, klar stellt ma sich da die Frage, ob's da zu Missbrauch gekomme isch«, sagt er.

Unmittelbar weiterhelfen kann Zerrer mir nicht. Er hat keine Ahnung, wer Leon gewesen sein könnte. Doch ich habe ihn für Nachforschungen gewonnen. Spontan fallen ihm zwei Personen ein, die er fragen will. Er verspricht, zu recherchieren und sich zu melden.

Zwei Wochen nach unserem Gespräch ruft Zerrer an. Er hat einen alten Mann ausfindig gemacht, der Antworten hat. Dieser Mann, der nicht mit seinem Namen in diesem Artikel stehen möchte, erinnert sich an meinen Vater und sogar an dessen Mutter. Er war sechs Jahre älter als mein Vater und hatte deswegen nicht viel mit ihm zu tun. Umso mehr aber mit dem Postkartenschreiber. Leon: Das könne nur Hermann Leon gewesen sein, der »große Zampano« der Jugendarbeit in der Karlsruher Weststadt in den Fünfzigerjahren. Der Mann erzählt, dass Leon in mehreren Sommern mit einer Gruppe Jugendlicher auf »Dramafahrt« gegangen sei: Die Gruppe sei mit Fahrrädern von Ort zu Ort gezogen und habe ein von Leon geschriebenes Theaterstück in verschiedenen Gemeinden aufgeführt. Der alte Mann ist immer noch in der Gemeinde aktiv und gut vernetzt. Zerrer bittet ihn, sich unter seinen Kontakten umzuhören. Mich bittet er, noch ein wenig abzuwarten: »Ich würd sage, jetzt lasse mer den Herrn mal schaffe.«

Per Internetsuche erfahre ich schon mal: Hermann Leon war Jahrgang 1926, im Jahr 1954 also 28 Jahre alt. 1955 wurde er in Mainz zum Priester geweiht. Von 1962 bis 1972 war er Pfarrer in Rheinhessen, danach bis zum Ruhestand 1996 in Wald-Michelbach im Odenwald. Der Jugendarbeit blieb er immer verbunden und empfing bis zu seinem Tod 2010 Jugendgruppen in »seiner Mühle« im Nordschwarzwald, wo er im Ruhestand auch wohnte. Eine Pfadfindergruppe aus Rheinhessen hat einen Bericht von einem solchen Besuch ins Netz gestellt, auf den Fotos ist auch der 83 Jahre alte Leon zu sehen. Nun hat das Phantom eine Identität, eine Biografie, ein Gesicht – und ein Grab, aber das frustriert mich nicht. Der erste große Schritt ist geschafft: Leon ist identifiziert.

Drei Wochen später berichtet mir Zerrer in einem Telefonat, was der alte Mann geschafft hat. Er hat mit Männern, die in derselben Jugendgruppe wie mein Vater waren, und eigenen Bekannten gesprochen. Alle erzählen übereinstimmend vom harten Regiment, das Leon auf seinen Freizeiten geführt habe. Er sei beliebt, aber auch gefürchtet gewesen, bekannt als »harter Hund«. Bei Vergehen seien typische Strafen gewesen, barfuß über ein Stoppelfeld oder über spitze Steine im kalten Flussbett gehen zu müssen. Zwei der Gesprächspartner berichten von einer weiteren üblichen Strafe: Der Delinquent musste demnach in der Nacht zu Hermann Leon ins Zelt gehen und dort schlafen. Leon habe auch Lieblinge gehabt – für diese gab es die Nacht im Zelt als »Belohnung«. Die Zeitzeugen erklären, selbst nie von Leon übergriffig angegangen worden zu sein. Beide hätten aber auf ihren Fahrten mit Leon erlebt, dass dieser andere Jungen über Nacht zu sich ins Zelt holte. Neun Monate lang habe ich meine Gefühle im Schwebezustand gehalten. Vom ersten Moment an hatte mich der Verdacht überwältigt, die Sache schien so plausibel. Und doch habe ich mich stets gezwungen, in der Möglichkeitsform zu bleiben. Ich fühle mich, als ob ich ein Dreivierteljahr lang den Atem angehalten hätte. Nun lasse ich los.

Wut, Mitleid, Schmerz, Erleichterung, Stolz, Dankbarkeit – ich empfinde jetzt viel zu viel auf einmal, um jedes Gefühl in seinem ganzen Ausmaß spüren zu können. Ich weiß: Jedes Gefühl wird kommen und seine Zeit beanspruchen. Ich werde mich durcharbeiten müssen.

Den gerichtsfesten Beweis gibt es nicht, es wird ihn wohl nie geben. Doch ich bin nicht vor Gericht. Ich brauche nicht den einen Zeugen, der versichert, in einer bestimmten Augustnacht 1954 zu einer bestimmten Uhrzeit habe Leon meinen Vater zu sich ins Zelt geholt. Das Bild ist auch so vollständig: die Postkarten, die Collage, die Aussagen. Von nun an sage ich, wenn ich über meinen Vater spreche: Ich gehe davon aus, dass mein Vater als Jugendlicher sexuell missbraucht wurde.
Pfarrer Zerrer formuliert eine Anzeige für die Missbrauchsstelle der Erzdiözese Freiburg. Bis hierhin war die Recherche nach Leon meine Privatsache. Und es bleibt mein privates Problem, wie ich mit den neuen Erkenntnissen über meinen Vater weiterlebe. Aber: Mein Vater war nicht als Einziger mit Leon auf Freizeiten. Wie erging es anderen Jungen, die mit Leon zu tun hatten? Was hat Leon in seinen Jahren als Kaplan, als Pfarrer, als Religionslehrer angerichtet? In Freiburg ist Hermann Leon nicht aktenkundig. Als Mainzer Priesteramtsstudent arbeitete er in Karlsruhe ehrenamtlich, und über Ehrenamtliche gab es zu jener Zeit keine systematischen Aufzeichnungen. Das Interesse hält sich in Grenzen. Auf Wunsch von Zerrer schickt die Missbrauchsbeauftragte noch eine Nachfrage an das Bistum Mainz, in dem Leon sein gesamtes Berufsleben verbrachte. Über Zerrer erreicht mich die Auskunft, dass Leon in Mainz durch Gewalt, nicht aber durch sexuelle Übergriffe aufgefallen sei. Es wird sich später herausstellen, dass man bei genauerem Hinsehen doch ein paar Hinweise darauf findet.

Nur eine gute Woche später wird mein privates Thema allgegenwärtig. Am 25. September 2018 stellt die katholische Kirche die unter der Leitung von Professor Dreßing erarbeitete MHG-Studie vor, ein knappes Jahr nach meinem Anruf in Mannheim. In Deutschland sind demzufolge 3677 Kinder und Jugendliche Opfer von sexuellen Übergriffen durch 1670 Geistliche geworden – und das ist nur die Spitze des Eisbergs. Die Forscher nennen ihre Zahlen eine »untere Schätzgröße«. Sie gehen davon aus, dass es deutlich mehr Taten, Opfer und Täter gibt.

Ich scrolle durch 366 Seiten Studie und male mir aus, was meinem Vater passiert sein könnte. In der Liste typischer Missbrauchstaten stehen: Berührung primärer Geschlechtsteile unter der Kleidung, Küsse auf den Mund, genitale Penetration, Masturbation an, von und mit Betroffenen, Entkleidung Betroffener,

Oralverkehr, Fingerpenetration. Erschütternd genug, allerdings auch nur nüchterne Fachbegriffe, die einen fast vergessen lassen: So handelt ein Erwachsener an einem Kind. Was fühlt ein Kind, dem so etwas widerfährt?

Die Studie enthält auch eine Liste mit gesundheitlichen Folgen, die bei Betroffenen häufig auftreten. Bei den meisten Punkten kann ich gedanklich einen Haken setzen: Ängste. Depressionen. Misstrauen. Sexuelle Probleme. Kontaktschwierigkeiten. Schlafstörungen. Suizidgedanken. Suizidversuche. Unruhe. Einen Punkt kann ich sicher ausklammern, das ist Alkoholmissbrauch. Dafür trifft Medikamentenmissbrauch zu. Jahrelang betäubte mein Vater seinen Körper mit Schmerzmitteln. Überhaupt sein Körper: Als Jugendlicher war mein Vater sportlich. Er war Rettungsschwimmer, ging auf Skitouren, unternahm tagelange Radreisen und ruderte. In der Tanzstunde 1958 war meine Mutter hingerissen von diesem braun gebrannten jungen Mann, der gerade aus den Skiferien kam. Schon an der Universität trieb mein Vater dann kaum noch Sport, angeblich, um sich ganz auf sein Studium zu konzentrieren, in das er sich wie ein Besessener stürzte.

Ich erlebte ihn in seinem späteren Erwachsenenleben als bleich und wie stillgelegt, ohne jede Freude an sportlicher Betätigung. Er bewegte sich eckig und langsam. Jahrzehntelang reichten die Depressionen als Begründung. Antriebslosigkeit ist ein typisches Symptom. Nun liefert der Missbrauchsverdacht eine zusätzliche Erklärung dafür, wie ein eigentlich sportlicher Mensch dermaßen das Verhältnis zu seinem Körper verlieren kann.

In der Liste begegnet mir ein weiteres Merkmal, das mich innehalten lässt. »Schreckhaftigkeit« steht dort, und plötzlich kommt mir eine Eigenart meines Vaters in den Sinn, die ich vergessen hatte. Mein Vater war in einem Maße schreckhaft, das mich immer wieder staunen ließ. Es konnte passieren, dass ich ihm gegenübersaß, in die Augen blickte und ihm beim Erzählen die Hand auf den Arm legte – und er zusammenzuckte, als hätte ihn jemand von hinten angesprungen.

Immer wieder lese ich die Postkarten. »Wie üblich bin ich mit ihm sehr zufrieden, hoffe, dass sich die Fahrt wieder positiv auf ihn auswirkt.« Was war da üblich? Was wiederholt sich da? Und was waren die Auswirkungen, die Leon

und/oder meine Großmutter als »positiv« bewerteten? Wie verbrachte mein Vater die Ferien 1952, 1953 – Jahre, aus denen ich keine Postkarten habe? Immer wieder betrachte ich die alten Passbilder und stelle mir meinen Vater als dreizehn, vierzehn Jahre alten Jungen vor. Wem hätte er sich anvertrauen können? Er muss so einsam gewesen sein.

Ich muss aushalten, dass ich nichts mehr tun kann. Meinen Vater nicht mehr fragen, nicht mehr mit ihm reden, niemanden anklagen, nichts ungeschehen machen, nichts heilen kann. Ich fühle mich so hilflos.

Mit meinem Fall hat die Studie der katholischen Kirche unmittelbar nichts zu tun. Doch sie ändert einiges. Das Thema ist nun hochaktuell, die Kirche steht unter Druck. Was trägt sie zur Aufklärung bei? Die Sensibilität auch für historische Fälle steigt. Und ich fasse Mut. Wenn ich schon nicht mehr herausfinden kann, was meinem Vater in der Obhut von Hermann Leon widerfahren ist, stelle ich nun die Frage: Wie hat sich Leon später verhalten, als Kaplan, Pfarrer und Religionslehrer? Auch das wird mir etwas darüber sagen, was mit meinem Vater passiert sein könnte. Und ich habe eine Aufgabe, die mich von meiner Ohnmacht ablenkt.

Ich wende mich selbst an die Missbrauchsbeauftragte des Bistums Freiburg, die Rechtsanwältin Angelika Musella. Es reicht mir nicht mehr, dass mir Pfarrer Zerrer erzählt hat, was ihm Frau Musella erzählt hat, was sie aus Mainz gehört hat. Ich bitte Musella darum, mir die Unterlagen zu meinem Fall zukommen zu lassen. Das möchte sie auch tun, allerdings untersagt ihr das Bistum Mainz, die E-Mail mit der Auskunft über Leon weiterzugeben, »aus Datenschutzgründen«. Man sehe mein Interesse, Klarheit über den Suizid meines Vaters zu erlangen, werte hier aber »das postmortale Persönlichkeitsrecht des betroffenen Pfarrers als gewichtiger«. Ich lese den Satz mehrmals durch, um sicherzugehen, dass ich ihn richtig verstanden habe.

Pech für Mainz: In Freiburg teilt man diese Ansicht nicht so ganz. Zwar erhalte ich die Mail weder auf Papier noch elektronisch, doch ich bekomme sie am Telefon vorgelesen. So langsam ich möchte.

Der Name Hermann Leon sei im Bistum Mainz »in einschlägigem Zusammenhang schon bekannt«, heißt es dort. Dabei muss Leon sich im alltäglichen

Berufsleben eher unauffällig verhalten haben. Über Jahrzehnte hinweg veranstaltete er jedoch Ferienlager in seiner Mühle im Nordschwarzwald. Zu diesen habe das Bistum Mainz »Beschwerdebriefe von Eltern wegen der dort praktizierten fragwürdigen Erziehungsmethoden« erhalten. Außerdem habe es im Jahr 2010 zwei Anträge auf Anerkennung des Leids – das standardisierte Verfahren der Kirche für Missbrauchsvorwürfe – gegeben, die sich auf die Sechzigerjahre bezogen. In einem der Anträge seien Leon »Grenzverletzungen und körperliche Züchtigungen, die einen sexuellen Unterton gehabt haben könnten«, vorgeworfen worden. Diese seien jedoch von der Bischofskonferenz nicht als sexueller Missbrauch eingestuft worden.
Der andere Antrag hatte eine Vergewaltigung in der Mühle zum Gegenstand. Die Vergewaltigung habe ein Priester begangen, allerdings: »Die Identität des Täters war nicht zu ermitteln. Es war jedoch eindeutig nicht Pfarrer Leon selbst.« Dem Betroffenen wurde eine Anerkennungsleistung gezahlt.

Zu der von Pfarrer Zerrer vorgebrachten Schilderung und dem von ihm geäußerten Verdacht, mein Vater könnte von Leon sexuell missbraucht worden sein, lautet die Einschätzung: »Was Pfarrer Zerrer schreibt, fügt sich zu einem stimmigen Bild mit den uns vorliegenden Informationen zusammen.« Weiter heißt es aus Mainz: »Pfarrer Leon selbst konnten wir bislang einen eindeutigen sexuellen Missbrauch nicht nachweisen. Dass es im Zusammenhang der Ferienlager in der Mühle weitere Opfer gibt, wenn nicht von sexuellem Missbrauch, so zumindest von körperlichen Übergriffen im Rahmen der rigiden Erziehungsmethoden, ist sehr wahrscheinlich.« Außerdem erfahre ich aus der E-Mail: Das Bistum erstattete 2010 selbst Strafanzeige gegen Leon, wegen des Verdachts auf vorsätzliche Körperverletzung, Misshandlung Schutzbefohlener und sexuellen Missbrauch Minderjähriger. Die Sache erledigte sich sowohl wegen Verjährung als auch durch Leons Tod im Juni 2010.

Das Bistum selbst hat Leon bei der Staatsanwaltschaft angezeigt und rechnet mit weiteren Opfern. Wessen Rechte wollte man mit der Weigerung, die E-Mail an mich weiterzugeben, schützen? Tatsächlich das »postmortale Persönlichkeitsrecht des betroffenen Pfarrers«? Oder doch eher das höchst lebendige Interesse des Bistums am Schutz des eigenen Ansehens? Mein Kampfgeist ist geweckt. Meine Versuche, in Mainz einen relevanten Gesprächspartner zum Thema Hermann Leon und Aufklärung

zu erreichen, prallen wochenlang an einer Mauer des Schweigens ab. Das ändert sich erst, als ein Journalist erstes Interesse an dem Fall zeigt. Plötzlich meldet sich der Justiziar per Telefon und Mail bei mir und lädt mich zu einem Gespräch nach Mainz ein – mit ihm selbst und dem Generalvikar.

Im März 2019 fahre ich nach Mainz. Die ungleiche Konstellation macht mich nervös. Ich hätte auch gern Begleitung, aber niemand wollte so recht passen. Also trete ich den zwei hohen Kirchenherren allein gegenüber. Ich trage die Geschichte meines Vaters vor, berichte vom Postkartenfund, der Collage, meinem Verdacht und meinen bisherigen Erkenntnissen. Ich möchte alles wissen, was gegen Leon vorliegt, weil es mir Hinweise darauf geben kann, wie es meinem Vater in der Obhut von Leon erging. Der Generalvikar Udo Bentz und der Justiziar Andreas van der Broeck teilen sich die Aufgaben. Bentz führt das Gespräch und zeigt sich auf professionelle Weise zugewandt, er hört aufmerksam zu und hat eine warme Ausstrahlung. Van der Broeck hält sich zurück und schreibt mit, er steht für die unangenehmen Aussagen bereit. Bentz überlässt es seinem Justiziar zu bekräftigen, dass man die E-Mail »aus Datenschutzgründen« nicht habe weitergeben können und dass man aus demselben Grund keine Akteneinsicht gewähren könne.

Beide versichern mir, dass Leons Personalakte noch einmal gründlich geprüft worden sei und es keine Vorwürfe außer den mir bekannten gebe. Bentz nennt Leons Gestaltung der Mühlenfreizeiten »paramilitärisch« und vermutlich sogar »von braunem Gedankengut geprägt«. Es sei jedoch nie ein sexueller Übergriff Leons aktenkundig geworden.

Ergebnis des Gesprächs sind drei Zusagen: Ich soll den offiziellen Nachruf des Bistums auf Leon, Todesanzeige genannt, erhalten. Bentz und van der Broeck versprechen, meine Kontaktdaten an die zwei in der E-Mail erwähnten Beschwerdeführer zu übermitteln, mitsamt meiner Bitte, Kontakt herzustellen. Zuletzt sichern mir Bentz und van der Broeck zu, noch einmal alles zu hinterfragen und sich um größtmögliche Aufklärung zu bemühen.

Der Vertreter des Bischofs von Mainz hat sich zweieinhalb Stunden Zeit für mich genommen – eines Bistums, in dem meinem Vater nichts widerfahren ist. Ich

sehe darin ein ernsthaftes Engagement und weiß es zu schätzen. Andererseits fühle ich mich eingelullt von Bentz' freundlicher Art, den Zusagen und Beteuerungen. Ich mache mir Vorwürfe: Hätte ich nicht viel hartnäckiger nachhaken müssen? Gibt es einen ernsthaften Willen zur Aufklärung? Ich bezweifle, dass wirklich etwas passieren wird. Ich verfolge meine eigenen Spuren und mache den neuen Eigentümer der Mühle ausfindig. Dieser ist ebenfalls Pfarrer. Ich bitte ihn um einen Termin und das Vertrauen, mein Anliegen erst im persönlichen Gespräch preisgeben zu müssen. Es funktioniert. Angespannt mache ich mich auf zu dem Treffen, das wenige Kilometer von der Mühle entfernt stattfindet. Als Erbe der Mühle könnte er der erste eingefleischte Leon-Jünger sein, auf den ich treffe. Wie wird er reagieren, wenn ich einen Verdacht gegen Leon äußere?

Meine Angst erweist sich als unbegründet. Der Pfarrer zeigt sich offen und nimmt sich viel Zeit für mich. Das ändert sich, als ich Monate später darum bitte, seine Informationen für meinen Artikel verwenden zu dürfen. Was er mir als Privatperson erzählt hat, soll nun, da ich ihm als Journalistin gegenübertrete, keine Geltung mehr haben.

Über die Monate hinweg telefoniere ich mit einigen Männern, die Leon kannten. Darunter sind welche, die ihn als Jugendliche in Karlsruhe erlebten, spätere Weggefährten, die seine Mühlenfreizeiten mitmachten, oder auch Pfarrer, die Leons Gemeinden kennenlernten. Auch Pfarrer Zerrer forscht weiter nach Zeitzeugen und trägt Informationen zusammen. Die meisten meiner Gesprächspartner haben eines gemeinsam: Sie wollen ihren Namen nicht in der Zeitung lesen – zum Teil aus guten Gründen. Denn auch sie haben Dinge im Vertrauen erfahren und möchten ihre Informanten schützen. Außerdem scheint es immer noch eine große Furcht vor den Leon-Anhängern zu geben, die dieser im Laufe der Jahrzehnte um sich geschart hat. Einige Informationen begegnen mir immer wieder. Schon in den ersten Gesprächen über Hermann Leon habe ich erfahren: Zeit seines Lebens strebte er danach, junge Männer für den Priesterberuf zu gewinnen. Schon für seine Karlsruher Theaterfahrten wählte er vorzugsweise Gymnasiasten, da nur diese für ein späteres Studium in Betracht kamen. Auch an seine Pfarrstelle in Wald-Michelbach zog es ihn wohl wegen

des Gymnasiums, an dem er viel Religionsunterricht gab. Er brüstete sich mit den Dutzenden Priesterzöglingen, die er herangezogen habe.

Wieder fällt ein Schlaglicht auf die Erinnerungen an meinen Vater, wieder ist es unmöglich, heute noch Klarheit zu erlangen. War Leon dabei, auch aus meinem Vater einen Priester zu machen? Als meine Mutter sich in der Tanzstunde 1958 in meinen Vater verliebte, sagte ihr eine Bekannte: Schlag dir den aus dem Kopf, der wird eh Priester. Auch von einem Besuch meines Vaters am Priesterseminar in Mainz weiß meine Mutter. Doch mein Vater erklärte ihr den Ausflug als Besuch bei einem Freund, und vom Berufsziel Priester war keine Rede mehr.

Karlsruher Zeitzeugen schildern mir Leons strenges Regiment und seine harten Strafen wie Läufe über das Stoppelfeld und stundenlanges Rosenkranz-Beten – und sind bereit, dies achselzuckend als typisch für die Nachkriegszeit hinzunehmen. Doch die Zeiten änderten sich, Leon offenbar nicht. Auch meine Gesprächspartner aus späterer Zeit berichten von Leons harter Hand. Jeder, mit dem ich über Leons Mühlenfreizeiten spreche, lässt das Wort »paramilitärisch« fallen, sogar von einer »faschistischen Art« ist die Rede. Unternommen hat anscheinend nie jemand etwas. Selbst einer, der viele Freizeiten als erwachsene Begleitperson erlebte, beschränkt sich darauf festzustellen, dass er mit den pädagogischen Methoden nicht einverstanden gewesen sei – von der Teilnahme an den Fahrten hielt ihn das offenbar nicht ab.

Bemerkenswert ist auch, dass die Teilnehmer für die Freizeiten über Jahrzehnte hinweg fast nichts zahlen mussten. Auf den Theaterfahrten organisierte Leon, dass die Jungen ihre Zelte auf dem Gelände der Pfarreien aufschlagen durften und Essen bei Gastfamilien erhielten. In der Nachkriegszeit war dies für viele Jugendliche sicher die einzige Möglichkeit, an solchen Unternehmungen teilzunehmen. Auch meine Großmutter hätte als Kriegerwitwe mit zwei Kindern keine kostspieligen Fahrten bezahlen können. Doch auch später, als Leon die Kinder in seiner Mühle beherbergte und verpflegte, blieben die Kosten eher symbolisch: Von zehn, höchstens zwanzig Mark für zwei Wochen berichten meine Gesprächspartner. Stemmte Leon die Kosten aus seinem Privatvermögen? Welche Kontrolle übte das Bistum Mainz über die Freizeiten aus? Und sollte der Fast-umsonst-Preis vielleicht die Hemmschwelle der Kinder und Eltern erhöhen, sich über die Freizeit zu beschweren?

Selbst nach seiner Emeritierung empfing Leon noch Gruppen in der Mühle. Er wollte die Mühle auch nach seinem Tod als Ort für Jugendfreizeiten bestehen lassen. Doch niemand unterstützte seinen Plan, und die Gruppen kamen immer seltener. Leon muss entgangen sein, wie er selbst und seine Mühle, in der die Kinder in Schlafsälen auf Turnmatten schliefen, aus der Zeit fielen.

Über seinen Tod hinaus dachte Leon auch bei seiner Beerdigung: Er schrieb den Nachruf auf sich selbst und nahm diesen auf Tonband auf. Nach seinem Tod fand zunächst eine Trauerfeier bei der Mühle statt, wo Leon eine kleine Gemeinde um sich geschart hatte. Dort lief das Tonband mit der Trauerrede. Bei der offiziellen Trauerfeier in Wald-Michelbach wurde dies vom Bistum jedoch untersagt.

Langsam gewinne ich ein Bild von der Person Hermann Leon. Ein Mensch, der die Rede für seine Beerdigung selbst schreibt, aufnimmt und abspielen lässt. Ein Mann, der in seiner Mühle weiterleben möchte, aber die Zeichen der Zeit nicht erkennt und auf mangelnde Unterstützung verbittert reagiert. Ein Priester, der mitreißen kann und glühende Verehrer sowie erbitterte Gegner hat. Ein herrischer Mensch, der erwartet, dass seine Umgebung nach seiner Pfeife tanzt.

Schon als Theologiestudent, ohne Amt in der Karlsruher Gemeinde, nahm er es sich heraus, die Eltern seiner Jugendgruppen-Kinder aufs Deutlichste zurechtzuweisen. In einem Brief aus jener Zeit – ein Karlsruher Zeitzeuge gab ihn mir – empört er sich über spärlichen Besuch beim Schülergottesdienst und schreibt: »Unsere Führer, die jede freie Minute und ihre ganzen Ferien für die Jungens opfern, dürfen erwarten, dass auch Sie nicht davor zurück schrecken, einmal in der Woche eine halbe Stunde früher aufzustehen, um Ihren Buben zu ermöglichen rechtzeitig zur hl. Messe zu erscheinen. An diesen kleinen Opfern wächst Ihr Junge und erstarkt die ganze Kirche.«

Leon machte sein eigenes, ganz besonderes Ding und scharte exklusive Gruppen um sich – ein Vorgehen, das heute als bewusste Täterstrategie betrachtet wird. Statt normale Zeltlager zu veranstalten, ging er mit ausgewählten Jugendlichen auf Theaterfahrt. Statt Freizeiten in Einrichtungen des eigenen Bistums zu organisieren, lud er die Gruppen in seine private Mühle auf dem Gebiet des benachbarten Bistums.

Statt sich im Ruhestand zurückzuziehen, hielt er in der Mühle Gottesdienste ab und empfing Jugendgruppen. Doch wie sieht es mit konkreten Hinweisen auf Übergriffe von Hermann Leon aus?

Schon Pfarrer Zerrer erfuhr in seinen ersten Gesprächen vom »Krankenzimmer«, das es in der Mühle gegeben habe und das Leon einem Gesprächspartner gegenüber »mit einem Augenzwinkern« erwähnt habe. Dieses Krankenzimmer begegnet mir mehrmals wieder. Beispielsweise in einem Gespräch mit einem Kirchenmitarbeiter, der Wald-Michelbach gut kennt. Als ich ihn anrufe und den Namen Hermann Leon und »Verdacht auf Missbrauch« erwähne, legt er schneller los, als ich schreiben kann. Er hat keinen Zweifel daran, dass Leon sexuell übergriffig war. Leon sei »süchtig nach Kindern« gewesen und habe sich immer mit Pubertierenden umgeben. In der Mühle habe er Krankenbehandlungen selbst vorgenommen und dabei »Aufpasser« gehabt, die ihm den Rücken freigehalten hätten. Viele Kinder hätten Angst vor der Behandlung gehabt, bei der sie allein mit Leon im Raum gewesen seien. »Geradezu Standard« sei gewesen, dass er den Pubertierenden Zäpfchen ein geführt habe. Auch in der Mühle sei es vor gekommen, dass Kinder zur Strafe über Nacht zu ihm ins Zimmer mussten. »Ich kann Ihnen nur meinen Abscheu mitteilen«, sagt er.

Und doch: Es fehlt an konkreten Fällen, an Menschen, die Leon offen etwas vorwerfen. Auch in der Schule habe man sich haarsträubende Dinge über Leon erzählt, berichtet mein Gesprächspartner, doch nie habe jemand etwas unternommen. In Wald-Michelbach habe eine Omertà geherrscht, ein Gesetz des Schweigens. Leon habe systematisch Leute unter Druck gesetzt und eingeschüchtert. Mein Gesprächspartner ist davon überzeugt, dass Leons Übergriffigkeit auch in Mainz bekannt war. »Hermann Leon wurde in meinen Augen durch das Schweigen der bischöflichen Autoritäten geschützt«, sagt er. »Dinge sind nach Mainz gegangen und verschwunden.« Er wünsche sich, dass das alles einmal aufgeklärt werde.

Aber wann und von wem? Aus Mainz höre ich wochenlang nichts mehr. Meine Telefonate führen mich zu einem weiteren Kirchenmitarbeiter. Dieser lernte eine andere Gemeinde Leons kennen. Er spricht nachdenklich über Leon. Im Laufe der vergangenen Jahre sei ihm die Frage gekommen, was früher wohl alles unter Leon passiert sei. Er erinnert sich an die Reaktionen in der Gemeinde auf eine Einladung

zum Zeltlager: Sie seien zu seiner Verwunderung verhalten gewesen. Erst nach und nach sei er dahintergekommen, dass die Vorstellungen von den Freizeiten von Hermann Leon geprägt gewesen seien: Die Kinder hätten sich gefürchtet. Als er mit den Menschen in der Pfarrei vertrauter geworden sei, hätten diese begonnen zu erzählen. »Ich habe nie danach gebohrt«, sagt er. Es schwingt die unausgesprochene Frage mit, was wohl alles ans Licht gekommen wäre, wenn jemand »gebohrt« hätte.

Aus den Erzählungen habe er erfahren, dass Leon in der Mühle die Kinder darauf kontrolliert hätte, ob sie sich richtig gewaschen hatten – sie hätten dazu in Unterwäsche vor ihm antreten müssen. So habe sich aus den Berichten für ihn nach und nach ein Bild zusammengesetzt – das Bild eines Menschen, so formuliert es mein Gesprächspartner, der offensichtlich »Gefallen daran hatte, Kinder zu quälen und Kinder nackt zu sehen«.

Ich finde einen weiteren Insider aus einer Gemeinde Leons. Er schätzte Leon sehr und war mehrmals mit ihm als Begleitperson in der Mühle. Ich spreche ihn in unserem Telefonat direkt auf den Verdacht an, Hermann Leon könne Kinder sexuell missbraucht haben. Er kenne das Gerücht, sagt er. Doch er habe nie etwas bemerkt. Zwar habe auch er zumindest einmal mitbekommen, dass Leon einem dreizehnjährigen Mädchen ein Zäpfchen eingeführt habe. Dies sei jedoch der einzige Fall eines unsittlichen Übergriffs gewesen, von dem er wisse. Von anderen Fällen habe er gehört, aber nie etwas Konkretes. Ansonsten: nichts bemerkt. »Ich kann nichts dazu sagen, weil ich nichts davon weiß«, sagt er. Vielleicht sei schon etwas seltsam gewesen, dass Leon gewisse »Bilder in seinem Schrank« gehabt habe. Auf Nachfrage präzisiert er, es seien Bilder von Jungen aus der Gemeinde gewesen. Die habe er gesehen und sich gewundert, aber Leon nie danach gefragt. Es sei ihm auch aufgefallen, dass Leon »Freundschaften mit Buben« pflegte. Aber genauer wollte er auch das offenbar nie wissen. Weiteren Nachfragen weicht er aus.

Ich melde alle meine Gesprächspartner und Informationen nach Mainz, von wo ich immer noch wenig höre. Nach vielen Wochen hat man mir endlich einmal den Nachruf zukommen lassen und mich ansonsten vertröstet. Der Nachruf erwähnt vieles, nur nicht die Jugendarbeit, über die sich Hermann Leon zeit seines Berufslebens definierte. Welchen Grund hatte dies? Was war in Mainz wirklich über Leon bekannt?

Weshalb bekam er nur eine »Beerdigung zweiter Klasse«, wie einer meiner Informanten es formuliert?

Die zweite Zusage aus dem Gespräch, nämlich meine Kontaktdaten den früheren Beschwerdeführern aus der Akte Leon zukommen zu lassen und meinen Kontaktwunsch zu übermitteln, ignorieren die Bistumsvertreter beharrlich. Im Juli informiert man mich immerhin darüber, dass der Regensburger Anwalt Ulrich Weber mit einem Aufklärungsprojekt beauftragt wurde. Weber hat 2015 bis 2017 die Vorkommnisse bei den Regensburger Domspatzen untersucht. Wenige Tage später fahre ich nach Regensburg und trage Weber meine gesammelten Erkenntnisse vor.

Zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass jemand außer mir und Pfarrer Zerrer den Willen hat, alles, was möglich ist, über Hermann Leon ans Licht zu bringen. Zum ersten Mal gelingt es mir deshalb, nach einem derartigen Gespräch loszulassen. Ich habe mein Material in gute Hände gegeben und warte auf die Ergebnisse von Webers Arbeit, die 2021 vorliegen könnten.

Im Film Gelobt sei Gott von François Ozon sagt Kardinal Philippe Barbarin, die Taten seien »Gott sei Dank« schon alle verjährt. Zu Recht beklagen Missbrauchsopfer die Verjährungsfristen, die dazu führen, dass viele lange verdrängte, unentdeckt gebliebene Verbrechen nicht gesühnt werden. Selbst die vor wenigen Jahren verlängerten Verjährungsfristen reichen nicht, um den Fällen gerecht zu werden, in denen Menschen jahrzehntelang nicht über Erlittenes sprechen konnten. Die Wirkungen der Taten reichen weit über das Justiziable hinaus. Nicht einmal nach sechseinhalb Jahrzehnten, nicht einmal wenn alle Beteiligten gestorben sind, ist das Geschehene hinfällig.

Die Krankheit und der Tod meines Vaters haben mein gesamtes Leben geprägt. Über die Jahre hatten sie ihren Platz darin bekommen, waren nach unten gesickert und bildeten den Bodensatz. Die herzlose Mutter, der fehlende Vater und die raue Nachkriegszeit schienen jahrzehntelang Grund genug für die schweren Depressionen meines Vaters zu sein. Am Ende war der Suizid als einziger Ausweg erschienen, wie – so bitter es klingt – eine Erlösung. Ich hatte meinen Frieden damit gemacht, seine Botschaft, wie Jean Améry sagt, als »die ausgestreckte Hand der Versöhnung«

gesehen. Es blieb das Mysterium, warum er so unheilbar verzweifelt war, so grundsätzlich fehl am Platz in diesem Leben erschien. Die beiden Postkarten wirbelten diesen Bodensatz auf. Auf einmal schmerzt mich der Gedanke, dass ich seinen Suizid als einzigen Ausweg hingenommen hatte, zutiefst. Welche Möglichkeiten hätte es gegeben, die Depressionen zu behandeln, wenn man einen Missbrauch als mögliche Ursache erkannt hätte? Hätte ich die richtigen Fragen finden können? Ich hätte so gern noch einmal die Chance, ihm Fragen zu stellen. Was erlebte er im Sommer 1954 in fünf Wochen unter Hermann Leon mit Kontaktverbot nach Hause? Was geschah in den Jahren 1952, 1953? Weshalb erzählte man sich, dass er Priester werden würde? Ich muss damit leben, keine Gewissheit erlangen zu können.

In Berichten von Betroffenen begegnet mir eine Erkenntnis immer wieder: Es ist der zweite Missbrauch am Geschädigten, ihn für den Rest seines Lebens auf diesen Missbrauch zu reduzieren. Die Entdeckung des mutmaßlichen Missbrauchs war das fehlende Puzzlestück im Leben meines Vaters. Monatelang habe ich dieses Stück unter die Lupe gehalten, gedreht und gewendet. Nun ist es Zeit, das Teil an seinen Platz zu legen und auf das ganze Bild zu schauen. Mein Vater war so viel mehr. Er war unglaublich intelligent, belesen und gebildet. Er war geistreich und feinsinnig, konnte schlagfertig und witzig sein. Eine alte Freundin beschrieb ihn mit dem wunderbaren Adjektiv »verschmitzt«. Er war hilfsbereit und hatte ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsempfinden, war unkonventionell und unbestechlich. Vor allem aber war er ein liebevoller Vater. Vielleicht liegt darin seine größte Leistung: Trotz all seines Leids, trotz seiner grausamen Mutter erzog er mich frei von jeder Gewalt, liebevoll, liberal und fortschrittlich. Nie forderte er blinden Gehorsam ein. Schon als ich ein kleines Kind war, nahm er mich ernst wie eine Erwachsene.

Ich wusste immer, dass er mich über alles liebte. Auch sein Suizid änderte daran nichts. Diese Liebe ist sein Vermächtnis. Sie ist größer als seine Krankheit, stärker als seine Bitterkeit.

Ich liefere

Bei Amazon kann jetzt jeder als Fahrer anheuern, mit eigenem Auto. So kommt die Ware noch schneller zum Kunden. Jonas Seufert hat einen Monat lang mit seinem Passat Pakete zugestellt. Ein guter Job oder die neue digitale Ausbeutung?

Von Jonas Seufert, DIE ZEIT, 07.11.2019

Der Tiefpunkt ist das Billigbier. Es ist Ende Juli, die heißeste Woche des Jahres, mein T-Shirt klebt vom Schweiß, der Kasten mit den grünen Flaschen schlägt mir gegen die Knie. Mein Kunde wohnt im fünften Stock in einem Berliner Altbau. Kein Aufzug.

Dreimal bin ich schon nach oben gehastet, Gefriertaschen mit Tiefkühlpizzen um die Schultern, randvolle Papiertüten in den Händen und auch eine Packung Klopapier. Als ich den Kasten keuchend auf die Türschwelle fallen lasse, steht der Kunde lässig da und grinst. Er ist ungefähr so alt wie ich, lange Haare, Typ Student. In einer anderen Situation würden wir vielleicht zwei Flaschen Bier aus dem Kasten nehmen, anstoßen und ein wenig plaudern. Aber jetzt bin ich Lieferbote und er mein Kunde, und ich spüre Wut in meinem Bauch.

"Warum machst du das?", frage ich und versuche dabei freundlich zu klingen. Ich meine: Warum bestellst du deinen Großeinkauf bei Amazon und willst ihn dann auch noch so verdammt schnell haben?

Er zuckt mit den Schultern: "Ist halt bequem."

Dann unterschreibt er mit seinem Finger auf meinem Smartphone, zerrt den Bierkasten aus der Tür, sie fällt ins Schloss.

Kein Trinkgeld.

Seit einer Woche arbeite ich als Paketbote für Amazon, den größten Online-Händler der Welt. Freischaffend, maximal flexibel, mit dem eigenen Auto. 25 Euro pro Stunde zahlt Amazon, alle Kosten trage ich selbst. Das Prinzip ist simpel: Man

meldet sich über eine App für Schichten von je zwei oder drei Stunden, fährt zum Lieferzentrum, lädt die Päckchen ein und folgt dann der Route, die die App berechnet. Amazon Flex heißt der Dienst, den Amazon seit zwei Jahren in München und Berlin anbietet. Gerade startet er auch in Hamburg und fünf nordrhein-westfälischen Städten, darunter Köln und Düsseldorf. Das Prinzip ähnelt Uber, dem Taxiunternehmen für Privatfahrer, oder Lieferando, wo Kuriere mit dem Rad Essen ausfahren.

3,7 Milliarden Pakete werden dieses Jahr wohl in Deutschland verschickt – so viele wie nie zuvor. Die gesamte Branche sucht nach Paketboten, aber die Bedingungen sind hart: lange Schichten, wenig Geld, schwere Pakete, Dauerstress. Viele Unternehmen beschäftigen Subunternehmer, lagern so Risiken aus und drücken die Löhne.

Ich will wissen: Wenn Amazon statt Subunternehmer zunehmend Freiberufler für sich fahren lässt, soloselbstständige Paketboten mit eigenem Auto – entsteht dann eine neue Form der Ausbeutung im digitalen Kapitalismus? Oder ist das alles in allem ein guter Job? Hart und monoton vielleicht – aber gut, weil gut bezahlt?

Ich bin als Journalist selbst Freiberufler, ich kenne die Sorgen, wenn zu wenig Geld aufs Konto kommt. Aber so prekär wie die Lebensumstände vieler Kollegen, die ich während dieser Recherche kennenlernen werde, sind meine nicht.

Das Logistikzentrum von Amazon ist ein grauer Kasten zwischen Bürogebäuden und Mehrfamilienhäusern, irgendwo hinter dem Berliner Flughafen Tegel. Auf der einen Seite liefern Lkw die Waren an, es müssen Zehntausende Artikel sein. In der Halle hetzen Mitarbeiter mit Rollwagen durch endlose Gänge. Auf der anderen Seite nehmen Sublieferanten und Privatfahrer die Päckchen entgegen und fahren sie aus – von morgens um acht bis Mitternacht. Ein Klick am Computer setzt eine ganze Maschinerie in Gang, meine Kollegen und ich sind nur das Ende einer langen Kette.

Diese "letzte Meile" zum Kunden ist gleichzeitig die teuerste. Hier will Amazon sparen und so flexibel wie möglich sein, gerade in den Großstädten. Kunden sollen alles innerhalb weniger Stunden bekommen können. Auch dank uns Selbstfahrern.

Um mich für Amazon Flex anzumelden, habe ich die App auf mein Handy geladen und einen ganzen Stapel Bürokratie erledigt. Ich habe Scans von Pass und

Führungszeugnis an eine Firma in die USA geschickt und dann gewartet, monatelang. Ich hatte schon aufgegeben, doch irgendwann funktionierte die App plötzlich, einfach so, ohne Hinweis.

Zur Einarbeitung stehen eine Handvoll Lehrvideos bereit. "Von allen Beteiligten, die Amazon zu dem machen, was es heute ist, ist der Paketzusteller die Person, die den Kunden am glücklichsten macht – und das sind Sie!", begrüßt mich eine sehr gut gelaunte Frauenstimme. Es folgen Tipps zur Bedienung, zum Fahren und zum Zustellen. Ein paar Monate später hat Amazon die Videos ausgetauscht. Sie sind nüchterner geworden, seriöser, deutscher.

Einen Menschen bekomme ich nie zu Gesicht. Kein Bewerbungsgespräch, keine Servicenummer, auf Nachfragen per Mail schickt man mir Textbausteine, die kaum etwas mit meiner Frage zu tun haben.

Für meine Arbeit kaufe ich einen alten VW Passat, einen Kombi mit großem Kofferraum, Baujahr 1998. Ein paar Macken hat er und mehr als 300.000 Kilometer auf dem Zähler. Aber er fährt. "Doris" hat ihn der Vorbesitzer genannt. Ich finde, das passt.

An meinem ersten Tag rolle ich nach einer quälenden Stunde auf der Berliner Stadtautobahn auf den Parkplatz am Lieferzentrum. Um mich herum zähle ich ein gutes Dutzend Autos. Die Fahrer lungern hinterm Steuer herum, dösen oder telefonieren. Niemand interessiert sich für mich. Als das Rolltor aufgeht, wird es hektisch. Wir drängeln uns um einen Lagermitarbeiter, er lässt uns hinter seinem Computertisch einen Code mit dem Handy scannen – die Anmeldung. Er ist hier der Chef, beantwortet Fragen, gibt Anweisungen. Jedem von uns schiebt er einen Rollwagen mit gut 20 Päckchen zu. Ich scanne die Pakete und lade sie in den Kofferraum, die App berechnet meine Route. Bevor ich losfahre, blicke ich mich um. Ich bin allein, die Kollegen sind längst weg.

Eine knappe Stunde später stehe ich weit hinter den Berliner Ortsschildern im Brandenburger Wald. Ich hatte mich auf turmhohe Treppenhäuser und Zweite-Reihe-Parken eingestellt. Stattdessen fahre ich im Schritttempo über Schotterpisten, damit Doris nicht aufsetzt. Links Bäume, rechts Bäume, ab und zu ein Haus.

"Jetzt kommt Amazon schon mit dem Privat-Pkw", begrüßt mich ein älterer Herr mit Schnauzer am Gartenzaun.

"Ich bin selbstständiger Paketdienstleister", antworte ich und will ironisch klingen, aber es klingt wohl überzeugt. Mein Gegenüber grummelt verächtlich:

"Versicherung?"

"Zahle ich."

"Sprit?"

"Ich."

"Reparaturen?"

Ich zucke mit den Schultern – was willste machen?

"Na, so weit isses schon", brummt der Mann und dreht ab, das Paket unter dem Arm.

Dabei haben wir über die entscheidenden Dinge gar nicht gesprochen. Selbstständig sein heißt: Geld gibt es nur, wenn man arbeitet. Kein Geld bei Krankheit, kein bezahlter Urlaub, kein Kündigungsschutz, keine Sozialversicherung. Wer für Amazon Flex fährt, muss seine Krankenversicherung selbst zahlen, für die Rente selbst etwas zur Seite legen. Wenn Amazon beschließt, dass sich der Dienst nicht lohnt, kann das Unternehmen alle entlassen. So wie gerade der Essenskurierdienst Deliveroo. Amazon kauft sich mit dem 25-Euro-Angebot in gewisser Hinsicht frei. Ein scheinbar hoher Stundenlohn, aber dafür geht das Unternehmen keine Risiken ein. Die liegen alle bei den Fahrern.

Die ersten paar Tage ist alles neu, ich scherze mit den Kunden, drehe das Radio auf und singe, *hey little lion man, hit me baby one more time.* Es ist absurd: Ich bin das Gesicht eines Unternehmens, das ich sonst, so gut es geht, zu boykottieren versuche, weil mir seine Macht unheimlich ist, und ich entwickle sogar einen gewissen Ehrgeiz.

Anfangs versuche ich so viele Schichten wie möglich zu bekommen. In jeder freien Minute aktualisiere ich die App mit einem Wischen nach unten, Dutzende Male hintereinander, bis irgendwann eine neue Schicht aufploppt. Das System vergibt pro Woche Schichten von maximal 24 Stunden. Das Angebot ist gedacht als Nebenjob.

Aber ich treffe immer wieder Kollegen, die keinen anderen Job haben. Wer konsequent 24 Stunden die Woche arbeitet, hat am Ende 2400 Euro brutto. Abzüglich aller Kosten für das Auto, bleiben zwischen 1600 und 1800 Euro übrig, so sagen es mehrere meiner Kollegen. Davon gehen dann Versicherungen und Steuern ab. Amazon gibt keine klare Auskunft darüber, ob es von solchen Fällen weiß. Eine Sprecherin weicht aus: Flex-Fahrer arbeiteten im Durchschnitt nur sechs Stunden die Woche, sagt sie.

Rashid, Mitte 40, lehnt vor der Schicht genauso teilnahmslos wie alle anderen an seinem verbeulten Transporter. Ab und zu spricht er mit seinem Cousin auf dem Beifahrersitz, den er gerade anlernt. Rashid ist der Erste, der mich zur Begrüßung anlächelt. Also spreche ich ihn an. Wie bei allen anderen Kollegen, die in diesem Text vorkommen, habe ich seinen Namen geändert, um seinen Job nicht zu gefährden.

Rashid ist Profi, er gibt mir Tipps. Er nutzt sein eigenes Navi, weil er glaubt, dass er dann schneller ist. Die App kenne nicht alle Baustellen und Einbahnstraßen in Berlin. Er hat recht, das merke ich später.

Rashid ist ein optimistischer Mensch, er gibt sich zufrieden. "Ich verdiene mehr als vorher", sagt er. "Mach das zwei, drei Jahre, und du bist ein reicher Mann." Nächsten Monat will er sich ein neues Auto kaufen. Und die Risiken? "Ich bin öfters krank", sagt Rashid. "Aber du bist jung, du kannst das machen."

Mein Kollege John stapelt die Pakete auf wundersame Weise in seinen Kleinwagen. Das Auto hat zwar vier Türen, aber nur einen winzigen Kofferraum. John steht immer weit vorn auf dem Parkplatz, weil er so früh ankommt. Seit anderthalb Jahren fährt John für Amazon, über eine Stunde braucht er jedes Mal von seiner Wohnung im Berliner Osten zum Lieferzentrum. Krankenversicherung? John zuckt mit den Schultern. "Geht schon irgendwie."

Eine 24-Stunden-Woche klingt nicht nach viel Arbeit. Wer aber von dem Geld lebt und deshalb so viel wie möglich fährt, muss die Schichten nehmen, wie sie in der App aufploppen. Einmal beginnt meine erste Schicht um acht Uhr morgens, um kurz vor sieben rolle ich durch den Berliner Berufsverkehr, um nicht zu spät zu kommen. Meine letzte Schicht am selben Tag endet um 22 Uhr. Obwohl ich nur acht Stunden

arbeite, bin ich mehr als 14 Stunden unterwegs. Die Pausen vertreibe ich mir im Auto, schlafe, lese, trinke Kaffee. Es lohnt sich nicht, weiter vom Logistikzentrum wegzufahren.

In der zweiten Woche weicht die Euphorie dem Stress. Jede Schicht ist auch ein Rennen gegen die Uhr. Zwei oder drei Stunden habe ich je nach Schicht Zeit, um die Kunden zu beliefern, sonst werden sie sauer und ich bekomme einen Vermerk. Die Menge an Paketen variiert stark, mal sind es nur fünf, mal 25. Oft reicht die Zeit, aber manchmal wird es knapp.

Und es sind die immer gleichen Abläufe: Parkplatz suchen, Päckchen scannen, klingeln, hallo, Amazon, Päckchen für Sie, können Sie ein Paket für Ihren Nachbarn annehmen?, erster, zweiter, dritter, vierter Stock, Unterschrift, danke, weiter. Ich langweile mich und werde trotzdem panisch, wenn ich in Rückstand gerate.

Am schlimmsten ist es, wenn sich eine zweite Schicht unmittelbar an die erste anschließt. Wer die erste Schicht zu spät beendet, beginnt automatisch auch die zweite zu spät – und kassiert einen weiteren Vermerk. Außerdem muss man den Rückweg zum Zentrum einberechnen, 30 Minuten sind das mindestens. Ich fahre dann zu schnell, auch mal über rote Ampeln, lasse Doris auf Behindertenparkplätzen, in Feuerwehrzufahrten oder auf der Straße stehen, immer so nah wie möglich am Eingang. "So parkt nur Amazon", sagt ein Kunde, als ich das Auto auf der falschen Straßenseite mit Warnblinker abstelle.

Ich fahre vorbei an den Villen von Dahlem, beliefere Unternehmen auf dem Großmarkt, stelle Päckchen in Garagen ab, wenn die Kunden das wünschen. Am schlimmsten sind die Wohnanlagen. Die App zeigt zwar die Hausnummer an, aber nicht, wo der Eingang ist. Die Wohnsilos sind oft wie Labyrinthe, es dauert fünf, manchmal zehn Minuten, bis ich die richtige Tür finde. Ich fluche, auf die App, auf Amazon, auf die Kunden.

Die Fußwege lege ich im Laufschritt zurück, scanne währenddessen das Paket und klicke mich durch die weiteren Schritte. Klingeln, hallo, Amazon, erster, zweiter, dritter Stock, Unterschrift, weiter. "Wenn niemand da ist, klingel immer in den unteren Reihen", hat Rashid gesagt. Das sind die Nachbarn in den unteren Stockwerken, so

spart man Treppen und Zeit. Wer ein Päckchen nicht abgibt, muss es am Ende zum Lieferzentrum zurückbringen – eine halbe Stunde extra. Das Päckchen will man unbedingt loswerden.

Lange glaube ich, dass ich mir den Stress auch ein bisschen selbst einrede. Niemand schreit mich an, wenn ich zu spät komme, niemand droht mir mit Rausschmiss. Bis auf die Anmeldung am Lieferzentrum habe ich keinen Kontakt zu Amazon-Mitarbeitern. Dann merke ich, dass der Druck auf subtilere Weise entsteht. Ich bekomme motivierende Mails, Wochenzusammenfassungen etwa: 32 erfolgreiche Zustellungen, davon 31 pünktlich, 100 Prozent erfolgreiche Zustellungen für den gesamten Zeitraum, vielen Dank, dass Sie mit Amazon Flex Lächeln zustellen! Als ich länger keine Schicht bekomme, schickt Amazon mir Tipps: Aktualisieren Sie häufig, seien Sie flexibel, seien Sie schnell!

Jede dieser Motivationsmails triggert aber auch Ängste. Was, wenn der Wert sinkt? Wie oft kann man zu spät kommen, bevor man gesperrt wird? Diese Unsicherheit treibt mich an.

Amazon ist ein gigantischer Konzern, der das Leben von Milliarden von Menschen weltweit beeinflusst. Das Unternehmen wird immer größer, verdient Geld mit Cloud-Diensten im Internet, mit Filmproduktionen, bald womöglich auch mit Versicherungen. Das Kerngeschäft aber ist der Warenhandel. Mehr als 200 Milliarden Euro hat Amazon im vergangenen Jahr insgesamt umgesetzt. 2018 betrug der Gewinn mehr als 8 Milliarden Euro, dreimal so viel wie im Vorjahr.

Jeff Bezos, der CEO von Amazon, verdient pro Stunde fast 8 Millionen Euro, das hat mal ein US-amerikanisches Wirtschaftsmagazin berechnet. Das ist mehr als 300.000-mal so viel wie Amazon-Flex-Fahrer bekommen.

Als ich bei Amazon einsteige, liegt der Fixpreis für eine Drei-Stunden-Schicht noch bei 48 Euro. Ein paar Tage später erhöht das Unternehmen auf 75 Euro. Der Parkplatz, auf dem die Flex-Fahrer ihre Pakete einladen, wird immer voller, manchmal sind wir jetzt 30 Fahrer pro Schicht. Vorher kamen vor allem junge Männer mit türkischen oder arabischen Namen. Manche von ihnen geflüchtet, manche in Deutschland geboren, jedenfalls bereit, für einen Stundenlohn von 16 Euro abzüglich

aller Kosten zu arbeiten. Jetzt heißen immer mehr Kollegen Karl-Heinz, Martin oder Gisela. Die 25 Euro haben sie gelockt.

Nach ein paar Wochen habe ich Routine. Die Schichten verschwimmen, vor dem Start lungere ich in meinem Auto herum, starre in die Luft, telefoniere. Es ist ein ewiger Kreislauf, Kofferraum voll, Kofferraum leer. Ich bin eine Art Sisyphus mit App und Auto. Scannen, hallo, Amazon, erster, zweiter Stock, danke, weiter.

Die Wut ist weg, dafür hecke ich jetzt Sabotagepläne gegen meinen Arbeitgeber aus. Ich könnte im Namen von Amazon pampig zu den Kunden sein, vielleicht fällt ja auch mal ein Päckchen runter, unabsichtlich natürlich. Und ja, ich überlege auch einmal, ob es sich lohnt, den gesamten Kofferrauminhalt einfach mitzunehmen und dafür gefeuert zu werden. Lächerliche Gedanken, am Ende würde mir das alles nur selbst schaden. Aber kurz fühlt es sich nach einer kleinen Revolution an. Es ist meine Art, die Monotonie zu ertragen. Natürlich liefere ich weiter brav Päckchen aus, hallo, Amazon, erster, zweiter Stock, Unterschrift, weiter.

Rauchen hilft. Es verschafft mir kurze Pausen auf der Tour. Und vor Schichtbeginn komme ich so doch noch mit einigen Fahrern ins Gespräch. Auf dem Gelände ist das Rauchen verboten, wir versammeln uns deshalb spontan hinter Hausecken oder Büschen, damit die Chefs uns nicht sehen.

Unter den Flex-Fahrern gibt es seit einiger Zeit ein Gerücht: Amazon wolle weg von den großen Lieferdiensten wie DHL oder Hermes, weg von den Subunternehmern und stattdessen Privatfahrer beschäftigen, weil das einfacher und billiger sei.

Auf dem Hof spricht mich eines nachmittags eine Amazon-Mitarbeiterin an, die für uns Fahrer zuständig ist. Sie erzählt begeistert von ihrem Job und hat sichtlich Mühe, zu verstehen, warum ich nicht so begeistert bin wie sie. "Wir bauen Flex massiv aus", sagt sie. "Wegen der Peaks." Die großen Lieferdienste könnten das Paketaufkommen schlicht nicht mehr bewältigen, vor allem dann, wenn in kurzer Zeit viele Kunden bestellten.

Je mehr Pakete Amazon selbst ausliefert, desto weniger ist das Unternehmen auf die großen Logistikfirmen angewiesen. Neben Amazon Flex baut Amazon auch einen eigenen Lieferdienst mit angestellten Fahrern auf. Die Konkurrenten fürchten genau

das. DHL etwa investiert in den nächsten fünf Jahren fast 10 Milliarden Euro, um für Unternehmen wie Amazon attraktiv zu bleiben. Glaubt man meinen Kollegen und der Amazon-Mitarbeiterin, dann ist Amazon Flex ein weiterer Baustein in Amazons Strategie, möglichst unabhängig zu werden.

Eine Amazon-Sprecherin widerspricht: "Wir haben großartige Lieferpartner auf der ganzen Welt und erwarten, dass wir ihre Dienste weiterhin nutzen", schreibt sie auf meine Anfrage hin. Amazon Flex mache nur einen geringen Teil der Lieferungen aus.

Auf YouTube gucke ich mir Interviews von Jeff Bezos an, der ja jetzt irgendwie mein Chef ist. Ich finde eines aus dem Jahr 1999. Amazon war gerade fünf Jahre alt und von einem Online-Buchladen zu einem der vielversprechendsten Unternehmen der Dotcom-Blase geworden. Die PC-Bildschirme, an denen Amazons Kunden bestellten, waren noch tiefer als breit, aber Amazon nahm bereits Milliarden im Internet ein. Bezos sagt damals: "Wenn es nur eines gibt, worum es bei Amazon geht, dann ist es die volle Konzentration auf das Kundenerlebnis." Amazon tut alles für zufriedene Kunden.

Was das bedeutet, wird mir klar, als ich ein Päckchen in den Berliner Jugendknast liefern soll. Der Wärter lehnt das Paket ab. Weil ich nicht weiß, wie ich das in der App verzeichnen soll, rufe ich die Notruf-Hotline an, die es für die Fahrer gibt. Eine Frau meldet sich und sagt dann hörbar überfordert: "Moment, ich rufe den Kunden an!" Ich hänge in der Warteschleife, noch bevor ich "Der sitzt im Knast!" rufen kann. Sie erreicht den Kunden nicht, und wir finden einen Weg, das Ganze in der App zu verzeichnen, ohne allzu sehr zu lügen. Als ich bestätigen will, muss auch ich noch mal den Kunden anrufen – erfolglos. Volle Konzentration auf das Kundenerlebnis. Das Versprechen ist in die App eingebaut.

Wir Kunden mögen es, wenn wir das Nähgarn oder den Kasten Billigbier innerhalb von Stunden bekommen und nicht erst übermorgen. Wenn wir genau sehen, wann das Paket ankommt und ihm am besten noch beim Ausgetragenwerden zusehen können.

Immer wieder erzählen mir Kunden, dass sie mich in den vergangenen Stunden beobachtet hätten. Sie zählen dann Orte auf, den Bahnhof, den Golfplatz um die Ecke, die Stadtautobahn. Mein privates Handy schickt seinen Standort während der gesamten Tour auf die Computer der Kunden. Und ich habe sogar zugestimmt, als ich der App erlaubt habe, auf meinen Standort zuzugreifen – sonst funktioniert sie nicht. Es gruselt mich, dass ich die Kunden immer in der Tasche dabei habe. Und ich kann nur hoffen, dass ich sie nicht auch mit nach Hause nehme, dass mein Handy nach dem Ende einer Tour keine Daten mehr mit Amazon teilt.

Wir Fahrer haben wenig miteinander zu tun. Wir grüßen uns nur mit einem Kopfnicken, manchmal raunen wir gemeinsam, wenn es länger dauert. Etwa wenn der Vorarbeiter die Führerscheine verlangt, bevor er die Rollwagen mit den Päckchen ausgibt. Das ist zwar offiziell die Regel, aber kaum jemand hält sich daran. Es schimpft und stöhnt dann über den Hof, während alle im Auto ihre Geldbeutel suchen. Wir fügen uns.

Irgendwann ist plötzlich das Klo weg. Bisher hatte an einem der Tore ein mobiles Toilettenhäuschen gestanden, kein Luxus, aber praktikabel. Nun ist es nicht mehr da. Die Empörung ist groß, ein paar Beleidigungen fallen, aber das Klo kommt nicht wieder. Wir arrangieren uns mit der Situation, gehen in die Kantine eines angrenzenden Unternehmens oder pinkeln auf der Route. Wir fügen uns.

Wir sind vereinzelte Ein-Mann-Unternehmen im Privat-Pkw. Das ist ein Problem, etwa für Gewerkschaften. Wer seine Kollegen nicht kennt, kann sich auch nicht organisieren. "Wir stellen fest, dass es deutlich schwieriger ist, bei diesen Arbeitsverhältnissen gewerkschaftliche Arbeit zu machen", sagt Orhan Akman, der bei ver.di für den Einzelhandel zuständig ist. Amazon weigere sich ohnehin seit Jahren, mit Gewerkschaften zu verhandeln.

Amazon gibt an, die Gewerkschaft vertrete nur eine Minderheit der Beschäftigten. Man arbeite gut mit den Betriebsräten zusammen. Wir Selbstständige haben davon aber nichts.

Am Verteilzentrum, vor dem Ausgang von Amazon Prime Now, kommen wir Flex-Fahrer mit den angestellten Paketboten zusammen, die für Subunternehmen fahren. Man erkennt die Angestellten an den gelben Westen.

In Berlin und München werden Kunden mit Prime Now innerhalb weniger Stunden beliefert, meist mit Essen oder Getränken. Gerade in den heißen Juli-Wochen müssen unzählige Wasserflaschen, Limonadekisten und Bier geschleppt werden.

Vor dem Prime-Now-Tor sitzen die Fahrer auf Absperrungen wie Tagelöhner, die auf Arbeit warten. Wer seine Flex-Schicht beendet hat, kann hoffen, hier weitere Touren zu bekommen. Manchmal schiebt eine Mitarbeiterin einen Rollwagen aus der Tür und ruft: "Eine Stunde!" Die Ware, vor ein paar Minuten bestellt, muss innerhalb einer Stunde beim Kunden sein. Wer zuerst da ist, bekommt die Tour und 25 Euro.

Die angestellten Kollegen arbeiten für Subunternehmen wie Interkep oder Go. Interkep zahlt laut eigenen Angaben zehn bis zwölf Euro pro Stunde, dazu werden Auto und Handy gestellt, Sozialabgaben bezahlt. Fahrer, mit denen ich spreche, bestätigen das. Mehrere Angestellte der Firma Go erzählen mir übereinstimmend, dass sie acht Euro die Stunde erhalten – weniger als den Mindestlohn von 9,19 Euro.

Die Firma Go sagt: "Wir richten uns prinzipiell nach den gesetzlichen Vorgaben und zahlen über dem Mindestlohn." Bei Kontrollen durch den Zoll im Februar 2019 habe es keine Beanstandungen gegeben.

Viele der Mitarbeiter sind Geflüchtete, so wie Ali, der vor einigen Jahren aus dem Irak nach Deutschland kam. Wir lernen uns bei einer heimlichen Zigarette kennen. Er beneidet mich, weil ich auf eigene Rechnung fahren kann, und zeigt mir seine Papiere. Die hinderten ihn daran, sich selbstständig zu machen. "Es ist trotzdem besser als vorher", sagt Ali. Da habe er Essen ausgefahren, Pizza, Döner, Sushi, das Geld bar auf die Hand. Hier, sagt Ali, gebe es zwar wenig Geld, aber mehr Sicherheit.

Es gibt aber offenbar noch finsterere Modelle. Hassan, vor einiger Zeit aus Syrien geflüchtet, erzählt, dass er bei einem Sub-Subunternehmer angestellt sei. Zehn Euro kriege er, wenn er mit dem eigenen Auto komme, acht Euro, wenn er mit dem Auto des Chefs fahre. Er winkt ab. "Was soll ich machen?"

Amazon sagt, man prüfe regelmäßig, dass die Partnerfirmen die gesetzlichen Vorschriften einhalten. Man gehe Fällen wie den genannten nach.

Ich treffe aber auch zufriedenere Fahrer als Hassan: Studierende, Minijobberinnen, Rentner, die sich etwas dazuverdienen. "Gerade im Winter sind die Tage lang", sagt ein pensionierter Lehrer. "Da ist es gut, etwas zu tun zu haben." Sie alle profitieren, weil sie hier mehr bekommen als den Mindestlohn in der Kneipe oder im Callcenter. Vorausgesetzt, das Flex-Einkommen ist nicht ihre einzige Lebensgrundlage.

Und dann gibt es Menschen wie Beate. Einmal, ein paar Minuten vor Schichtbeginn, klopft sie heftig gegen das noch geschlossene Werktor. "Kommt schon, aufmachen!", brüllt sie. "Ich muss auch arbeiten!" Beate schimpft über vieles, über den Sachbearbeiter im Jobcenter, über die Vorarbeiter bei Amazon, über starke Männer im vierten Stock, die sich von ihr die Getränke vor die Tür tragen lassen. Ein paar Jahre habe sie noch bis zur Rente, sagt sie. So lange schlägt sie sich durch.

Beate war lange arbeitslos, bevor sie vor anderthalb Jahren als Flex-Fahrerin anfing. Sie führt Buch über Sprit, Reparaturen, Krankenversicherung, die Berufsgenossenschaft. Leben, sagt sie, könne man davon eigentlich nicht, zu viel Unsicherheit. "Kriegste ’ne Schicht oder nicht, biste krank oder nicht, das ist alles dein Risiko." Dieses Jahr will sie noch ein Auto kaufen, damit sie keine Steuern zahlen muss. Das Auto kann sie absetzen. Wie es ihr geht? Beate zögert. "Na ja", sagt sie, "besser als mit Hartz IV."

Man kann Beate, John oder Rashid entgegenhalten, dass sie genau wissen, worauf sie sich einlassen, dass sie sich nicht beschweren sollen, die Bedingungen von Amazon sind ja klar.

Aber haben sie eine andere Chance, als solche Jobs anzunehmen?

Nach einem Monat verkaufe ich Doris, meinen klapprigen VW Passat. Ich bin froh, dass ich nicht auf diesen Job angewiesen bin, der Flexibilität verspricht, aber ein prekäres Arbeitsverhältnis bietet, von dem vor allem Amazon profitiert. Die Kollegen lasse ich mit einem mulmigen Gefühl zurück. Ich kann die Rollen wechseln. Beate, Ali oder Rashid können es nicht.